

# 點墨

DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten





Wozu einzelne Menschen durch ihren unbändigen Willen und ihre scheinbar unerschöpfliche Kraft in der Lage seien können, verdeutlicht sich beeindruckend am Wirken von Eckehard Scharfschwerdt.

Eckehard Scharfschwerdt, Facharzt für Allgemeinmedizin und Entwicklungshelfer, lebt seit fast 10 Jahren mit seiner Familie in Yunnan. Sein Bericht schildert in sehr eindringlicher Weise nicht nur seine Arbeit, sondern erzählt mit einem zwinkernden Auge von alltäglichen Problemen zwischen Anpassung und Anderssein in der chinesischen Gesellschaft auf dem Land.

Der Suche nach etwas „echtem Chinesischem“ hat sich auch in dieser Ausgabe wieder Till Ammelburg verschrieben, wobei er seine Reflektionen über interkulturelle Begegnungen in China fortsetzt und die Frage nach dem „echten Chinesischen“ zu beantworten versucht.

Warum sich jeder Sinologie-Student eine Geschichte zurechtlegen sollte, aus welchem Grund er Sinologie betreibt, beantwortet Tilman Spengler im Gespräch mit DianMo. Wahrscheinlich war es nicht nur die Neugier auf etwas Fremdes, sondern doch die chinesische Amme oder der Urgroßvater, der im Teehandel tätig war, der zur Wahl des Faches Sinologie führte.

Neu in dieser Ausgabe ist die Rubrik Sinologen aus aller Welt, mit der DianMo Sinologen bzw. Chinawissenschaftler außerhalb von Deutschland vorstellen möchte. Den Anfang macht der berühmte Sinologe Prof. Dr. Guillermo Dañino aus Peru.

Neben vielen interessanten Erlebnis- und Praktikumsberichten werden in dieser Ausgabe wieder eine chinesische Band vorgestellt, eine Redewendung durch die Wortspüle geschleudert sowie ein Gedicht von einer der berühmtesten chinesischen Dichterinnen aus der Song-Dynastie vorgestellt.

Die sehr positiven Reaktionen auf die 1. Ausgabe von DianMo im April haben uns sehr erfreut, mehr noch, uns motiviert, die nächsten Ausgaben noch umfangreicher und vielfältiger in der Themenwahl zu gestalten. Zudem gibt es seit Ende Mai eine eigene Internetpräsentation von DianMo (<http://dianmo.wordpress.com/>), auf der nicht nur alle bisher erschienenen Ausgaben, sondern ebenso Informationen zur Redaktion sowie ein Alumni-Forum der Leipziger Sinologie zu finden sind.

Viel Spaß beim Schmökern!

Frank Andreß

- 4 **Im Focus** Eckehard Scharfschwerdt – *Eine deutsche Familie in China*
- 9 **Erlebnisbericht** Till Ammelburg – *Die Lektion im Nabel von Buddhas Dickbauch*
- 12 **Nachgefragt** *Im Gespräch mit Tilman Spengler*
- 17 **Alumni-Bericht** Diana Altner – *Vom Bankschalter auf das Dach der Welt*
- 18 **Saitenhieb** *Hedgehog*
- 19 **Auf ein Wort!** *Die Entwicklung der Gebärdensprache in China*
- 23 **Wortspüle** 口蜜腹劍
- 24 **aktuell** Viviane Lucia Fluck – *Nach dem Beben - Ein Tag im Krisengebiet*
- 26 **Filmrezension** Marco Sparmberg – *»Lichtspiele ohne Grenzen«*
- 28 **Erlebnisbericht** Anja Rommel – *We have happy days 因为有你*
- 30 **FolkArt** *Das Mondfest*
- 31 **Mixtur** *Mondkuchen mit Rote-Bohnen-Paste*
- 33 **Sinologen aus aller Welt** Eugenia Mont Farfán – *Guillermo, an Honorary Chinese*
- 36 **Hintergrund** Lars Kämpfner – *Ökokritik und Ökoliteratur in China*
- 40 **Chinese Landscape**
- 41 **Abgehauen!** Phillip Bleckmann – *Praktikum bei China Today in Peking*
- 43 **Kommentar** „Der China-Schock“
- 46 **VERSiert** 浣溪沙
- 46 **Abgehauen!** Jonas Polfuß – *Als Deutschlehrer an der Nankai Universität in Tianjin*
- 48 **Rezension** *Nora Sausmikat/ Klaus Fritsche (Hrsg.), Schneller, höher, weiter: China überholt sich selbst.*
- 52 **Institut** *der Kalligraphieclub Leipzig*
- 53 **Ohne Kommentar!**
- 54 **Veranstaltungsticker / Impressum**

## Eine deutsche Familie in China

von Eckehard Scharfschwerdt

Eckehard Scharfschwerdt lebt als Facharzt für Allgemeinmedizin und Entwicklungshelfer seit 1999 mit seiner Familie in China. Zunächst praktizierte der deutsche Arzt – innerhalb des staatlichen Gesundheitswesens - auf dem Land (Provinz Yunnan) als Anästhesist unter sehr einfachen Bedingungen. Danach verlagerte er seine Arbeit auf die Organisation und Durchführung von Fortbildungen für Krankenhausärzte, Schwestern und Dorfärzte.

„Denn Multiplikation von Wissen und Fähigkeiten“, so ist der deutsche Mediziner überzeugt, „ist der einzige Weg, um in dem Riesenreich ein Gesundheitswesen aufzubauen, das seiner rasanten wirtschaftlichen Entwicklung entspricht.“ Außerdem führt er Projekte durch, mit deren Hilfe die ökonomische, hygienische und allgemeine Lebenssituation ethnischer Minderheiten in entlegenen Bergdörfern verbessert wurden.

**Was macht ein deutscher Arzt mit Ziegen und Zisternen? Wo gehen die Kinder zur Schule? Wie werden Ausländer von chinesischen Bergbauern aufgenommen? Was motiviert zum Verzicht auf deutschen Komfort?**

„Ni shi nage danweide? – Zu welcher Arbeitseinheit gehörst du?“ Eine Frage, die wir auf dem Land in China immer wieder hören. Eine Frage nach unserer Identität. Wo gehöre ich hin? Wer bin ich? Zugegeben für chinesische *laobaixing* – den Mann, die Frau auf der Straße – sind wir außergewöhnlich – die einzigen Ausländer in unserem Städtchen, wie auch im gesamten Bezirk unter einer Viertel Million Bauern. Auch Regierungsbeamte fühlen sich deutlich sicherer, wenn sie uns einordnen können und wir uns vor allem nicht außerhalb dieser oft eng gesteckten Grenzen bewegen.

Als in Deutschland ausgebildeter Arzt helfe ich im örtlichen Bezirkskrankenhaus beim Aufbau der medizinischen Versorgung.

In geringem Maße konnte ich innerhalb der Anästhesie selbst dazu beitragen, z.B. bei der Einführung von Vollnarkosen. Darüber hinaus verstehe ich mich als Vermittler für ausländische, in der Regel Chinesisch sprechende Kollegen, die ihren Urlaub opfern, um für eine Woche hier ihr Fachgebiet zu unterrichten. Wir planen und führen Vorlesungen, bed-side teaching, praktische Übungen oder Operationen durch. Im Vordergrund steht dabei nicht das „Selber-machen“, was oft schneller und glatter lief, sondern das Weitergeben von Wissen und Fähigkeiten, damit die einheimischen Kollegen zum größeren Segen für ihre Bevölkerung werden. Das braucht Geduld und Zeit. „Wie lange seid Ihr schon hier?“ werde ich oft gefragt. Im Sommer 1999 haben wir unser Sprachstudium begonnen und sind 2 Jahre später aufs Land gezogen, wo wir seither leben.

„Ni kan, laowai! – Schau mal da, ein Ausländer!“ hören wir oft hinter unserem Rücken Mütter ihren Kindern die fremde bzw. befremdliche Erscheinung erklären. „Bist du

Amerikaner?“ ist eine der ersten Fragen in Zufallsbekanntschaften im Bus oder auf der Straße. Ein mutiger Dorfjunge rief uns kürzlich hinterher: „Seid Ihr Chinesen oder Amerikaner oder Ausländer?“ Je nach außenpolitischer Wetterlage bin ich dann meist ganz froh sagen zu können, dass ich Deutscher bin, obwohl ich viel lieber als Individuum beurteilt werden würde, denn als Untertan deutscher Politiker. Doch in China, wie in Ostasien im Allgemeinen, zählt das Kollektiv mehr als das Individuum und so leiden wir solidarisch mit den diplomatischen Erfolgen und Fehlern unserer Staatslenker, vielleicht sogar mehr als in Deutschland... .

„Ich bin nicht so richtig Chinesisch, aber auch nicht so richtig Deutsch, ...“ erklärte unsere Tochter Clara einmal im Alter von 8 Jahren und zog dann folgenden Schluss: „... ich glaube, ich bin Thai.“ – „Da warst du doch nur mal zwei Wochen zum Urlaub“ entgegnete ihr nüchterner, älterer Bruder Samuel. Unsere Kinder haben vormittags den chinesischen Kindergarten und später die Grundschule besucht, während meine Frau nachmittags den Lehrplan der „deutschen Fernschule“ unterrichtet hat. Mit ausländischen Kollegenkindern haben sie auf Englisch gespielt. So sind sie zwischen mindestens zwei Kulturen aufgewachsen, fühlen sich in beiden nicht ganz zu Hause und haben doch von der Vielfalt profitiert. Fachleute haben dafür den Begriff „TCK = Third Culture Kids“ geprägt, denn diese Kinder bilden aus Elementen der Gastkultur(en) und ihrer passport-culture ihre eigene dritte Kultur heraus. Gewiss wertvolle Voraussetzungen für ein Leben in einer zunehmend globalisierten Welt. Doch vorläufig haben die Kids den Eltern bei der Integration in unserem Kleinstädtchen geholfen. Mit Schulkindern wurden wir als gleichwertig und normal akzeptiert und konnten tieferen Einblick in soziale Fragen gewinnen.

Sind Samuel und Clara nun Thailänder geworden? Seit einem Jahr besuchen sie eine internationale Schule in Thailand, wo sie zwar Thai lernen, aber eher in internationaler und manchmal amerikanisch dominierter Umgebung aufwachsen. Eine große Umstellung für uns als Familie, aber wir hatten ja zuvor das Glück, viel in unsere Kinder hineinlegen zu können und vertrauen nun darauf, dass sie sich selbständig weiterentwickeln. Wie gut, dass Email, skype und Chatten heutzutage jede Distanz auf Bruchteile einer Sekunde zusammenschumpfen lassen! Und die Familienferien werden umso intensiver gelebt und erlebt. Gerade kommen wir von einem Wochenend-Hike mit Übernachtung in den 3600m hohen Bergen vor unserer Haustür zurück.



„Ni jisui? – Wie alt bist du?“ ist in der Regel die zweite Frage. „Ich bin im Jahr des Hasen geboren“ antworte ich ganz chinesisch, und so unverbindlich, dass die meisten mich 12 Jahre jünger schätzen. Die Frage nach dem Alter ist wichtig, da man sich selbst im Altersvergleich zum Gesprächspartner definiert, was Umgangsformen und Höflichkeit beeinflusst, d.h. soviel wie davon nach der Kulturrevolution noch übrig geblieben ist. Wenn ich eine Frau wäre, würde die nächste Frage wohl auf mein Gewicht zielen. Man hütet keine Geheimnisse, jeder scheint alles von jedem zu wissen. Wenn wir Patienten

untersuchen, drängen sich nicht nur die Angehörigen, sondern alle anderen aus dem Wartezimmer mit herein und haben oft gute Vorschläge parat...

Im Krankenhaus ist mein wahres Alter inzwischen bekannt und so nennen mich jüngere Kollegen Lao Xia, etwa „alt-ehrwürdiger Xia“. Vielleicht bilde ich mir das ehrwürdig auch nur ein? Xia Aike ist jedenfalls mein Name hier, und laut Besuch aus Deutschland sei damit auch eine neue Identität verbunden... Niemand hier kennt den Namen, auf den ich einst getauft wurde und der im Reisepass steht. Meine erste Chinesisch-Lehrerin hatte ihn ausgesucht; das ist so üblich für Ausländer, die längerfristig in China leben, denn die Aussprache westlicher Namen ist zu schwierig. Dabei versucht man, sowohl vom Klang her wie auch von der Bedeutung etwas Passendes zu finden. Der Nachname wird zu einer Silbe – einem Zeichen – verkürzt und dabei stehen den Chinesen nur etwas mehr als 200 Familien-namen zur Verfügung. Dafür besteht uneingeschränkte Freiheit in der Kreation der zweisilbigen Vornamen. Einer meiner Chinesisch Lehrer hieß LiuYi, weil sein Großvater gerade 61 war, als er geboren wurde. Mehrere Tausend Vorschulkinder hören jetzt auf AoYun – Olympia, Ausdruck des elterlichen Nationalstolzes, im Sommer 2008 die Spiele austragen zu dürfen.



„Xia Aike, was bedeutet nun dein Name?“ Der Familienname „Sommer“ bezeichnet die älteste, halb im Reich der Sagen beheimatete, chinesische Dynastie (Historiker mögen mich da verbessern). Der Vorname steht für „die Liebe überwindet“. Auch wenn dieser Name ebenso gut weiblich sein könnte, eine nicht selten anzutreffende Zweideutigkeit, die es zumindest mir als Ausländer oft erschwert, vom Namen auf das Geschlecht zu schließen, so bin ich doch glücklich damit und stelle mich gerne unter die Bedeutung meines verheißungsvollen Namens.



„Wie hoch ist dein Gehalt?“ lautet oft die dritte Frage. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, dass es astronomisch hoch sein müsse, um einen Ausländer aus dem wohlhabenden Westen in das unterentwickelte Hinterland Chinas locken zu können. „Women hen luohou! – Wir sind so rückständig!“ ist eine oft geäußerte Selbsteinschätzung in Chinas Westen. Im Reich der Mitte drängt jeder vom Dorf in die Stadt und vom Inland in die wirtschaftlich entwickelten Küstenregionen. Eltern und Lehrer üben enormen Druck auf Schüler aus, damit sie in den Hochschulauftakprüfungen vordere Plätze belegen, denn für die Kinder vom Land ist ein Studienplatz an einer Elite-Universität der einzige legale Weg, dem Bauern-Dasein zu entfliehen und die hukou – die bindende Wohnortregistrierung – in die Stadt verlegen zu können. Umso erstaunter und unverständlicher die

Blicke, wenn der Gesprächspartner erfährt, dass weder das Krankenhaus, noch der chinesische oder deutsche Staat uns bezahlt. „Von was lebt ihr dann?“ – „Freunde in Deutschland unterstützen uns. Sie finden gut, was wir hier machen, würden selbst gerne helfen, aber haben nicht die Möglichkeit zu kommen und senden uns sozusagen zu euch.“ Das ist „aixinde gongzuo – eine Arbeit aus Liebe“. Ist das einfach? Sind die Chinesen alle so liebenswert? Zumindest hier auf dem Land sind viele sehr, sehr gastfreundlich. Im Winter, wenn das Wetter kühl aber sonnig und beständig ist, vergeht kaum ein Wochenende, an dem wir nicht zu einem Schweineschlachtfest, einem Richtfest, einer Hauseinweihung, einer Verlobung oder Hochzeit eingeladen sind. Der Besitzer des Schreibwarenladens lässt uns nie bezahlen, weil er unsere Motivation gut findet. Unsere chinesischen Sprachhelfer wollten kein Geld annehmen, weil sie es als ihre Verantwortung ansahen, die zu unterrichten, die ihrem Bezirk helfen. Angehörige von Patienten laden oft nach Operation zu einem reichhaltigen Essen ein.

Dennoch, Liebe ist nicht immer einfach! Dann erinnere ich mich an die Bedeutung meines chinesischen Namens: Die Liebe überwinden. Es gibt genug Hindernisse: die Herausforderungen einer schwierigen Sprache, kulturelle Missverständnisse, persönliche und fachliche Mängel, Visa-Schwierigkeiten, Einschränkungen von gewohnten demokratischen Freiheiten, faule oder gar korrupte Beamte, Heimweh (besonders meiner Frau), der Verzicht auf für selbstverständlich gehaltene Bequemlichkeiten, soziale Absicherungen, manches Hobby oder Sport, Schwarzbrot, Quark, Schokolade, Käse und wichtigere Dinge, die wir gelegentlich vermissen... Schwierigkeiten, die überwunden werden wollen, damit wir hier glücklich und gerne leben, denn nur dann kann Liebe zu Nachbarn und Patienten durchscheinen.



Ja, wir leben gerne hier! Im letzten ist es wohl Gottes Liebe, die uns erfüllt und überfließen will, die es ermöglicht, dass wir die Bedürfnisse der Bauern hier unseren eigenen voranstellen können. Auch wenn sich China atemberaubend rasant entwickelt und vor unseren Augen verwandelt, so herrschen im Hinterland doch noch viele Bedürfnisse und Nöte vor. Neben der Entwicklung einer flächendeckenden, für alle zugänglichen, qualitativ hochwertigen medizinischen Grundversorgung, sind in abgelegenen Bergdörfern manchmal Grundbedürfnisse wie ausreichend Trinkwasser, Hygiene oder Zugang zur Schulausbildung noch nicht zufriedenstellend gedeckt.

Selbst auf dem Dorf aufgewachsen, fühle ich mich zu Bauern hingezogen. Nach zwei Jahren Wartezeit, in denen wir uns sozusagen das Vertrauen der Regierungspartner verdienen mussten, öffnete sich plötzlich die Tür zu einem kleinen, abgelegenen Bergstamm – lediglich 6000 Menschen mit eigener Sprache, eigener Kleidung sowie animistischem Weltbild. Eine ethnische Minderheit, die vor Gründung der Volksrepublik von mächtigeren Clans in unfruchtbare Bergregionen abgedrängt wurde, wo sie nun dem kargen, trockenen Boden ihren Lebensunterhalt abgewinnen müssen. Mit einem Ziegenleihprojekt konnten wir die wirtschaftliche Lage der ärmsten 28 Familien erleichtern. Regelmäßige monatliche Besuche, die dreistündige Fußwanderungen mit einschließen, ermöglichen ein gegen-

seitiges Kennenlernen, tieferes Verstehen und Vertrauen, sowie angemessenere Projekte. Individuelle Silagegruben verbesserten die Nahrungssituation der Ziegen. Es folgten 56 Wasserzisternen, um den Familien über die lange Trockenzeit hinwegzuhelfen. In einem anderen Dorf erlaubte ein größerer Kredit den Kauf Tausender von Maulbeerstecklingen, die inzwischen die Seidenraupen Dutzender von Familien ernähren, ein willkommenes Extra-Einkommen.



Neben kleineren Schulprojekten, die Farbe und Freude in den grauen Schulalltag bringen wollen, sowie der Unterstützung von verarmten Witwen konnten wir 48 Familien helfen, individuelle Biogasanlagen zu bauen. Dabei helfen wir lediglich mit dem Rohmaterial und der Technik, die eigentliche Arbeit verrichten die Bauern selbst. So wächst „ownership“. Was eigenen Schweiß gekostet hat, ist auch wert erhalten zu werden! Mein „holistisches Lieblingsprojekt“ vereint Anliegen des öffentlichen Gesundheitswesens mit Umweltschutzaspekten und Arbeitserleichterung für die Frauen. Zu jeder Familienanlage gehört eine Latrine, so dass neben dem Schweinemist auch menschlicher Dung in die unterirdischen Gruben fließt, wo der Gärungsprozess nicht nur Gas für Kochherd und Gaslampe erzeugt, sondern den Dung sterilisiert, so dass trotz Weiterverwendung auf den Feldern der parasitäre Kreislauf durchbrochen wird. Das eingesparte Feuerholz kommt der

Umwelt zugute und vermindert nicht nur die Erosion, sondern erleichtert die knochenharte Arbeit der Bäuerinnen, die deutlich weniger in den Bergwäldern roden und ins Tal schleppen müssen. Weniger offenes Feuer soll akzidentelle Verbrennungen von Kleinkindern sowie chronische Bronchitis der Alten vermindern, was den Arzt in mir freut... .



„Du bist doch jetzt einer von uns“, ein Lob, das mir schmeichelt. „Willst du dir nicht ein Haus hier bauen, und deine Kinder bei uns verheiraten?“ Menschlich gesehen, leben wir von Visa- zu Visaverlängerung, doch wer weiß, welche Pläne der Himmel mit uns hat? ■

Abbildungen: Eckehard Scharfschwerdt

### Die Lektion im Nabel von Buddhas Dickbauch

von Till Ammelburg

Es ging weiter Richtung Süden für mich. Der Ort, der laut Reiseführer am ehesten dem Ziel meiner Suche nach etwas „echtem Chinesischen“ entsprach, war Wuyuan in Jiangxi, die Provinz, die südlich an Anhui angrenzt. In dieser Umgebung hieß es, könne man viele kleine historische Dörfer finden. Natürlich chinesisches Bauernleben in 500 Jahre alten Anwesen von Kaufleuten aus der Ming und Qing Zeit. Da musste ich also hin. Auf meinem Weg dorthin lag der Jihua Shan, einer der vier heiligen Berge des chinesischen Buddhismus und der Huang Shan, der angeblich schönste Berg Chinas. Ich konnte mich nicht entscheiden, welchen ich besteigen wollte, so dass ich die Entscheidung auf später verschob.

Nachdem ich mir beim Neujahrsfestmahl ungezwungen den Bauch vollgeschlagen hatte, kamen langsam die Nachbarn herüber zu den Yaos. Die Frauen mit den Kindern zum Quatschen und die Männer zum Frühjahrszigaretten verteilen. Für diese Zigarette muss man übrigens immer ausdrücklich Danke sagen, was in China sonst ja nicht so streng abverlangt wird.

Bis tief in die Nacht wurde dann das Neujahrsprogramm geschaut. Es gab allerlei verschiedene Darbietungen von einem taiwanesischen Lied, „Immer mehr Ausländer lernen Chinesisch“, über Pekinger Komödien von denen ich nichts verstand, bis zu beeindruckenden Schattenspielen.

Die darauffolgende blitzend knallende Nacht mit der zentralen Frage „Wer zündet eigentlich Knaller unter meinem Bett an?“ wurde dann von einem verwunderlich angenehmen stillen Morgen abgelöst. Zwar knallte es hin und wieder noch immer, aber das klang wie Vogel-

gezwitzcher im Vergleich zu der tretenden Technomusik, den schlagenden Zweitakttern und dem Ohrfeigengehupe, die mich sonst immer um halb 8 aus den Federn prügelten.

Am Neujahrstag schien die Sonne. Alles stand später auf. Die Mutter quatschte mit den Nachbarn auf dem Balkon, der Vater tüftelte wieder in seiner Werkstatt herum und Yaoxue, ihre Schwester und ich gingen zum anderen Tempel, der im Süden von Shuangmiao lag. Es wurde endlich wärmer. Die Leute saßen draußen vor dem Haus in der Sonne, unterhielten sich oder spielten Karten. Der Schnee und die Kälte schienen bewältigt zu sein und diesmal waren wir auch nicht allein auf den schmalen Wegen zwischen den Reisfeldern unterwegs. Viele Bauernfamilien, bepackt mit Räucherstäbchen und Knallern, machten sich auch auf zum Tempel, um für das neue Jahr Glück zu erbeten.

Am nächsten Morgen brach ich dann auf. Zuerst ging es nach Tongling, der nächstgrößeren Stadt im Süden. Der Taxifahrer, der mich für den normalen Busticketpreis zum zwei Stunden entfernten Tongling fuhr, teilte mir mit, dass am selben Tag nachmittags von Tongling aus ein Bus direkt zum Jihua Shan fährt. Also musste ich mich nicht mehr entscheiden, Huang Shan fiel raus.

Der Jihua Shan (Neun-Blüten-Berg) ist neben dem Emei Shan, dem Wutai Shan und dem Putuo Shan einer der vier heiligen Berge des chinesischen Buddhismus. Er ist außerdem Sitz des Boddhisatvas Ksitigarbha (chinesisch Dizang), übersetzt als „Schoß der Erde.“ Dizang ist einer der vier zentralen Boddhisatvas im Mahayana-Buddhismus. In dieses Gebiet mit

99 Gipfeln und 78 erhaltenen Tempeln und Klöstern (von ehemals 300 zur Tang Zeit) kommen die Pilger um Dizang zu verehren. Das bekannte Gelübde des Bodhisattvas: *„Wenn die Hölle nicht leer ist, werde ich keine Buddhaschaft erlangen“* steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Brauch, dass die Pilger am Jiuhua Shan für die Seelen der unlängst Verstorbenen um die Auffahrt in den buddhistischen Himmel bitten.

Landschaftliche sowie kulturelle Sehenswürdigkeiten in China sind meistens vollkommen erschlossene Parkgebiete. So auch der Jiuhu Shan. Ich kam an der Basisstation am Fuße des Berges an, erwarb mein Ticket und wurde dann mit einem Bus auf ungefähr halbe Höhe des Berges zu einem Dorf namens Jiuhuajie in den Schoß der 99 Gipfel oder wie die dort Heimischen sagen, auf die Höhe „des Nabels von Buddhas Dickbauch“ gefahren. Jiuhuajie besteht aus einer großen Anzahl von verschiedenen Hotels, aber vor allem aus unzähligen kleinen Geschäften, die alle Sorten Räucherstäbchen verkaufen. Luxuriöse Autos, hauptsächlich mit Shanghaier Kennzeichen, fahren hupend auf den feingemachten Pflasterstraßen hin und her. Man sieht Gruppen mit oder ohne Fähnchenanführer und so ziemlich alle wundern sich was der Laowai hier will. *„Nee, die Ausländer die kommen nicht zum Beten, die machen Fotos.“*

Zuvor hatte ich mir gedacht, dass bei dem vielen Schnee und der Kälte schon nicht so viele Touristen dort sein würden. Doch als ich den Taxifahrer, hoffend auf Verneinung, fragte ob zur Zeit viele Pilger auf dem Jiuhua Shan sein werden, sagt er mir mit beruhigender Stimme: *„Ja, mach dir keine Sorgen, es sind schon genug Leute dort.“* Ich hatte mich also eindeutig getäuscht.

Die Pilger nutzten die Feiertage, wie die Bauern am kleinen Tempel bei Shuangmiao, um für Glück, Reichtum und Gesundheit im neuen

Jahr zu bitten. Und das geht so: Erstmal informiert man sich, welches der wichtigste Tempel ist. Für diesen muss man dann die größten und dicksten Räucherstäbe erwerben, für die anderen Tempel kann man auch ein bisschen günstigere kaufen. Aber wer das Geld hat, leistet sich am besten für alle Tempel gute Qualität. Profis haben ihre Räucherstäbchentasche mit langen Trägern aus Stoff mitgebracht. Anfänger greifen auf die roten Plastiktüten zurück, die es umsonst gibt. Fertig ausgerüstet geht es früh am Morgen los, immer unter dem Vorsatz, möglichst viele Tempel in kurzer Zeit zu schaffen. Manche Tempel die weiter entfernt liegen, sind nicht so wichtig und machen auch keinen Spaß. Angekommen an einem Tempel, reißt man die Verpackung von dem Räuchergut ab, wirft sie hinter sich, zündet die Räucherstäbchen bei der vorgesehenen Stelle an den Kerzen an, verbeugt sich mehrmals vor der Buddhastatue sowie in alle vier Richtungen und steckt dann die Stäbchen in den großen bronzenen Weihrauchkessel. Falls kein Platz mehr zum Stecken ist, der Rauch oder die Hitze zu stark, kann man das Räucherwerk auch einfach reinwerfen. Wenn die Mülleimer mit Räucherstäbchenverpackung schon überfüllt sind, schmeißen die hinter den Pilgern sauber machenden Mönche die Verpackung samt den roten Plastiktüten einfach auch ins Feuer. Am Abend wird unten im Tal in der Nähe vom Hotel ordentlich gegessen und getrunken und am nächsten Morgen fährt man verrichteter Dinge wieder nach Hause.

Ich fühlte mich von dieser Situation erst einmal überfahren. So anmutig und interessant die Tempel auch waren, das wilde Getöse davor passte jedoch nicht ganz in meine Buddhismusvorstellungen. Die Lösung des Problems war, mich an jene Tempel zu halten die „nicht soviel Spaß“ machen bzw. wo weniger Leute waren. Also machte ich mich früh morgens auf den Weg.

Die Landschaft war faszinierend. Es war eine kultivierte Landschaft, sozusagen ein heiliges Territorium, wie eine überdimensionale offene Kirche. Die unzähligen Tempel und Klöster umrahmten sowas wie einen sakralen Raum. Immer wieder taten sich in neuer harmonischer Konstellation Gipfel und Felsen auf, verziert mit den geschwungenen Dächern der vielen Klöster und Tempel. Ich ging die endlosen vereisten Treppen langsam, Acht gebend auf jeden einzelnen Schritt, immer höher hinauf. Die in die Berge eingeschlagenen Tempel schienen eine Linie mit der Landschaft zu zeichnen, als wollten sie die Landschaft neu erfinden, gar beherrschen. Der Schnee verstärkte dieses Gefühl, ließ alles noch mehr ineinander übergehen. Als ich erschöpft auf einem der Gipfel ankam, bot sich mir ein noch überwältigenderer Blick über die ganze geschmückte Landschaft. Oben ragte ein einsamer bizarrer Felsen heraus. Auch seine Einzigartigkeit und Unerklärbarkeit wird festgehalten und benannt, mit roten Schriftzeichen verziert.

Und trotz dieser wunderschönen Umgebung, hat es mir doch nicht gelingen wollen, durch Flucht vor den Menschen meine Ruhe zu finden. Durch die bloße Anwesenheit der Pilger fühlte ich mich bedrängt, mehr noch, es plagte mich ihre Praxis nicht nachvollziehen und verstehen zu können. Ich bin die Wege gelaufen von denen mir alle abrieten, weil sie zu rutschig seien und zu anstrengend. Ich wollte diesen neuen elektronischen Hupton der dicken Shanghaier Audis aus dem Tourismusdorf nicht mehr hören. Ich wollte nicht mehr von hinten mit Hello angerufen werden, das meistens noch in Form von unsicherem Lachen nachhallte. Ich wollte fliehen von den Tempeln, die mit sich zurufenden Menschen vollgestopft waren. Ich suchte unruhig nach immer schmalere(n) Wegen, bis es nicht mehr weiterging, ich wieder zurück musste, um weiter nach Ruhe zu hasten. So ging es immer weiter, bis ich mich plötzlich besinnen konnte

und merkte, irgendetwas stimmt hier nicht so richtig.

Über meine gesamte Zeit in China hinweg, hat mich beim Antreffen auf Eigenheiten der Chinesen gelegentlich eine Gemütslage herausgefordert, die ich zusammenfassend als ein Gefühl der „Ohnmacht“ beschreibe. Hier ein Versuch einer Erklärung. Ich treffe in China auf Verhaltensweisen der Chinesen, Bräuche, Gewohnheiten, Arten und Weisen zu denken, die mir so unerklärlich sind, dass es schmerzhaft ist, wenn ich auf sie stoße. Warum schmerzhaft? Es gibt zwei Fälle. Entweder diese gewissen Verhaltens- oder Denkweisen passen nicht in meine persönliche, kulturell geprägte Vorstellung von „richtigem Verhalten und Denken“ und werden deshalb mehr oder weniger begründet in die Kategorie „falschen Verhaltens und Denkens“ eingeordnet. Oder es handelt sich um eine Verhaltensweise, die ich weder als richtig noch als falsch in mein Weltbild einordnen kann. Beides ist unangenehm. Beide Fälle sind gezeichnet von einem Unvermögen, die anderen, fremden Verhaltensweisen und Denkweisen zu verstehen und zu integrieren. Egal wie viel ich lese, wie lange ich hier bin, wieviel ich mich mit Chinesen unterhalte, es wird immer wieder Dinge geben, die mir schlichtweg unmöglich sind zu verstehen. Ich fühle mich also machtlos. Ohnmacht macht keinen Spaß, also werde ich sauer. Sauer sein macht meistens auch keinen Spaß, also mache ich mich lustig. Man fängt an anzugreifen, zu pauschalisieren, zu verurteilen, sarkastisch zu werden, oder man flüchtet. Alles, wie ich glaube, Ausdruck der Kompensation eines Gefühls der Ohnmacht gegenüber bestimmten Eigenheiten der fremden Kultur.

Ich hatte also die Kompensation Flucht gewählt, jedoch, wie gesagt, ohne großen Erfolg. Ich kann doch meine Reise nicht damit verbringen, mich über buddhistische Pilger aufzuregen, sagte ich mir immer wieder. Als ich mir aber

beim konstanten Treppensteigen immer gründlicher den Kopf zerbrechen konnte, fiel mir plötzlich auf, dass ich mir etwas eingestehen musste. Genau diese lauten chinesischen Pilger sind doch Teil von genau jenem „echtem Chinesischen“, nachdem ich die ganze Zeit schon suchte. Musste ich nicht zugeben, dass ich nicht aufrichtig nach Chinesischem schaute, sondern nur nach einer eigenen romantischen Vorstellung von alten idyllischen Dörfern, wo die Bauern geflochtene Hüte aufhaben und ihre Frauen die Kleider im Fluss waschen? Sind diese Pilger mit ihren Bräuchen denn nicht genauso echt, wie alles andere in China, von der großen Mauer bis zum „auf die Straße spucken“. Musste ich nicht lernen, dass alles zu akzeptieren, wenn ich wirklich in China sein wollte?

Mit einem Mal fühlte ich mich leichter. Das Hupen aus dem Tal störte mich nicht mehr so, die Laowai-Rufe auch nicht. Ich setzte mich an einen der vielbesuchten Tempel und schaute den tummelnden Chinesen bei ihren Ritualen zu. An was sie wohl glauben? Ich weiß es nicht. Dann stieg ich pfeifend wieder runter vom Gipfel. Den mir entgegenkommenden Leuten rief ich jetzt als erster freundlich Hello zu. ■

Till Ammelburg studiert Sinologie und Religionswissenschaft an der Universität Leipzig.

### Im Gespräch mit Tilman Spengler

**Herr Spengler, wie sind Sie darauf gekommen Sinologie zu studieren bzw. sich mit China zu befassen?**

Das rührt an einer der wichtigsten Fragen in der Ausbildung. Jeder Sinologe sollte sich eine Geschichte zurechtlegen, warum er Sinologie betreibt und zwar eine Geschichte in verschiedenen Variationen. Also ich empfehle die Variation nach Umgebung. Zum Beispiel kann man sagen, dass man eine chinesische Amme gehabt hat. Die andere Möglichkeit ist, auf Vorfahren hinzuweisen, die im Teehandel tätig waren. Man kann aber bei einem anderen Publikum auch sagen, dass es einen starken Einschlag von Missionaren in der Familie gegeben hat oder, wenn man in sozialistischen Ländern ist, darauf hinweisen, dass die Vorfahren in der Kommunistischen Internationale tätig waren. Auf jeden Fall soll man nicht einfach sagen ich „weiß es nicht“ oder das es einen auf irgendeine Weise neugierig gemacht hätte. Also, ganz wichtig ist die Geschichte gut zu erzählen, logisch zu erzählen und am besten mit Familienbezug!

**Wann sind Sie das erste Mal in China gewesen?**

Das war 1969, da habe ich in Hongkong und dann auch in Taipei studiert und bin dann auch kurz, nur drei Wochen, in der Volksrepublik gewesen. Aber das war aufgrund der Kulturrevolution damals sehr schwierig.

**Wie war es damals möglich in die Volksrepublik einzureisen?**

Ganz krumm, das war ein Zufall. Es gab irgendwelche Leute, die haben das damals über den DAAD geschafft, das war mir aus irgend-

über das Erzählen, über das Narrative, in die Sache reingerutscht. Es gibt ein Kinderbuch das mich unglaublich beeindruckt hat: „Großer Tiger und Christian“ von Fritz Mühlenweg. Dieser Mühlenweg war ja ein ganz wunderlicher Kerl. Er war Assistent bei Sven Hedin gewesen und hat sich dann nach Konstanz zurückgezogen und wie in einer von Laozi geformten Beschreibung ist er Zöllner geworden und hat lebensphilosophische Gedichte von unterschiedlicher Qualität geschrieben und gemalt. Sein Mappenopus ist dieses Kinderbuch und darin lernt man eine Sache, die Kinder immer wieder sehr beeindruckt. Für Kinder ist es wichtig eine Geheimsprache zu haben, damit sie sich von der Welt der Erwachsenen trennen können. In diesem Buch sind teils mongolische, teils chinesische Sprachfetzen hinein gestreut. Das hat mich als Kind unglaublich beeindruckt, wenn ich zu meinem Freund sagen konnte „sitzt du leicht und gut“ oder „hast du schon essen gegessen“, was chi guo fan le mei you sein sollte. Wenn man von Uhrerlebnissen spricht, wird es bei mir wahrscheinlich darauf zurückgegangen sein.

**Sie haben gerade das Narrative angesprochen. Sie haben nach ihrer Ausbildung erst einmal eine wissenschaftliche Karriere verfolgt. Wie kam es dann, dass Sie mehr ins Schriftstellerische gegangen sind, vor allem mit ihren beiden Erzählbänden „Chinesische Reisebilder“ und „Das Glück wartet draußen vor Stadt.“ Wir beide haben Sie bereits gelesen und sind davon überzeugt, dass wenn man schon einmal in China für längere Zeit gewesen ist, sie man dann anders liest als jemand der noch nicht in China gewesen ist?**

Das sieht man kontextueller, klar. Es ist so, dass wenn ich geisteswissenschaftlich arbeite, alles irgendwie in irgendeiner Form auf eine Pointe bringe, also versuche irgendeine Geschichte zu erzählen. Ob die Wahrheit dieser Geschichte sozusagen in ihrer statistischen Verifizierbarkeit darin liegt, dass ich sie durch

welchen Gründen verborgen. Ich bin in Japan gewesen und durch ein Kontingent von Austauschstudenten eingereist. Aber eben auch nur für sehr kurze Zeit und das war alles sehr merkwürdig, schon deswegen, wenn man damals in Taiwan Chinesisch gelernt hatte, schon sehr anders sprach als in der Volksrepublik. Man wirkte da schon sehr alt.

**Hatten Sie damals, wenn wir jetzt mal so fragen dürfen, eine maoistische Gesinnung?**

Nein, das ganz gewiss nicht. Es gab damals in den 60ern natürlich, wie man weiß, maoistische Fraktionen, aber die hatten nicht so viel mit China am Bein und bei den Sinologen gab es das kaum. Sinologen waren gefragt, weil die Technik des Malens von Wandzeitungen sehr populär war. Das hatte man aus China übernommen und man war natürlich schon sehr gefragt, wenn man dann exotisch Mao Zedong hinschreiben konnte. Das war sicherlich von Universität zu Universität unterschiedlich, aber bei uns spielte das keine große Rolle. Der Maoismus kam als Studienobjekt vor. In München lag das daran, dass Leute aus Berkeley und Harvard vorbeikamen und dort hat man sich mit jüngerer Geschichte beschäftigt. Aber das wir da skandierend durch die Straßen gezogen sind, daran kann ich mich nicht entsinnen.

**Wie war Ihre erste Begegnung mit China oder dem Chinesischen Kulturraum, gibt es eine besonders interessante Anekdote bzw. ein Urerlebnis, an das Sie sich erinnern?**

Ich komme wieder auf die erste Antwort zurück. Das wird bei mir vermutlich in einem Kinderbuch gewesen sein. Ich bin ja sehr stark

eine beliebige Anzahl von Fußnoten verifiziere oder ob die Geschichte in sich eine Logik hat – immer will ich etwas aussagen oder einen Zustand kennzeichnen. Das kann man literarisch machen oder man kann es wissenschaftlich machen, das ist eine Frage was die Leute interessiert. Da ich nun relativ großen Spaß am Erzählen habe, habe ich mich für die andere Sache entschieden. Das ist das Eine, und das Andere war, dass das, was ich wissenschaftlich gemacht habe, in großen Teilen mit den Arbeiten von Needham zusammenhing, also mit der chinesischen Wissenschaftsgeschichte. Das hatte da aber auch schon einen ähnlichen Ansatz, denn wir damals am Max-Planck-Institut, wir wollten herausfinden ob es etwas gibt wie unterschiedliche Erzählweisen über naturwissenschaftliche Gesetze. Also, ob man wirklich unterschiedliche Konzeptualisierungen in der Begriffswelt findet, die sich dadurch, das ein bestimmtes Ereignis mathematisiert werden kann, nicht erschöpfen. Der Needham hat an so etwas nie geglaubt, der war ja ein beinhardter, in der Wolle gefärbter Materialist und der letzte Aristoteliker in diesem Gewerbe. Das hat man ihm dann ja auch vorgeworfen. Mir war da eben wichtig, dass man fragt wie die Leute Geschichten über objektiv nachprüfbare Gegenstände erzählen. Der Apfel fällt einfach vom Baum, das macht er in China wie hier, aber wie beschreibe ich das. So bin ich dann von der Wissenschaft zur Ästhetik gekommen, also zur Malerei. Es hat mich natürlich sehr fasziniert, was nun mit der Zentralperspektive passiert. Was passiert, wenn eine bestimmte Technik, von der die Europäer glauben sie sei der Höhepunkt der formellen oder formalen Entwicklung der Malerei, in so eine fremde andere Kultur gerät, die das Malen eben auch als eine ihrer kulturellen Hauptleistungen preist. So sind dann die Bücher „Der Maler von Peking“ und „Die Stirn, die Augen, der Mund“ entstanden. Sie beschäftigen sich praktisch damit, wie wir sehen und warum wir anders sehen, oder das was wir gerade besprochen haben, wenn wir

einen bestimmten Kontext haben, haben wir eine andere Wahrnehmung davon.

### ***Was macht den Unterschied eines Sinologen von damals und eines Sinologen von heute aus, wie beurteilen Sie die Sinologen von heute?***

Die sind einfach sehr viel besser als wir, was einfach dem Umstand geschuldet ist, dass es heute eine Selbstverständlichkeit ist, dass die sich ein oder zwei Jahre in Hangzhou oder wo auch immer rumtreiben. Die sind einfach ganz anders vorbereitet. Der Informationszugang hat eine viel größere Selbstverständlichkeit. Ich gehörte noch zur ersten Generation von denen, die nach Taiwan gegangen sind. Das war damals ein veritables Amt, weil China war viel weiter weg, telefonieren kostete 30 Dollar pro Minute und die Post brauchte zwei Wochen, also die Länder waren sehr viel weiter entfernt von einander. Das ist heute, for better or worse, anders geworden und dadurch ist der Umgang mit den kulturellen Artefakten auch eine sehr viel größere Selbstverständlichkeit.

Und die Fragestellungen sind sicherlich auch durch die Kulturwissenschaften interessanter geworden. Das Redigieren von Texten hat seinen unbestreitbaren Reiz und das ist sicherlich interessant zu wissen, welche Vokale seit der Tang-Zeit verlorengegangen sind, aber zum Leben ist das vielleicht ein bisschen wenig. Also kann man verstehen, dass die Neugier auch mal woanders hinlangen möchte.

***Wir hatten im Internet Ihr Interview mit Radio Bremen gehört und dort meinte die Moderatorin, dass Sie in ihren Büchern, und das war auch unserer Eindruck, selbst relativ wenig feste Urteile fällen, sondern dem Leser viel Raum zum Verstehen lassen und weniger die Perspektive einengen. In diesem Sinne, wie würden Sie Ihre Verantwortung als Kulturvermittler, der Sie ja nun sind, verstehen?***

Das ist schon ein bisschen so. Mal abgesehen davon, dass es ein künstlerischer Kniff ist. Wenn sie sich da selbst reinbringen, ist es verdammt schwer nicht zu wirken wie Karl May und das möchte man nun wirklich nicht. Mal davon abgesehen denke ich, dass Kulturvermittlung immer so funktioniert, dass man zusammen Tee trinkt und sich Geschichten erzählt und dass diese Geschichten eine innere Plausibilität haben. Geschichten schaffen Respekt, Geschichten dürfen übertrieben sein, Geschichten dürfen alles Mögliche machen, nur nicht langweilen. Das ist ihnen in China sicher genauso gegangen, die Leute schenken ihnen ja Geschichten, man muss ja nur die Taschen aufmachen und dann sind sie irgendwann gefüllt. So stelle ich mir Kulturvermittlung irgendwie vor, dass ich den Chinesen die hierher kommen, einfach die Scheu nehme etwas nicht wahrzunehmen, also diese Ängstlichkeit. So wie wenn der deutsche Tourist nach Peking kommt, der sich nicht ins China-restaurant traut um chinesisches Essen zu probieren. Der schiebt immer vor, er hätte Angst vor Hepatitis, aber in Wirklichkeit ist er nicht auf die kulturelle Auseinandersetzung gefasst und macht sich klein und sein Herz ganz eng. So muss man das umgekehrt mit den chinesischen Freunden hier auch machen und sie einfach in den Schweinebraten hineinzwingen. Eine Erfahrung die man machen muss.

### ***Wie beurteilen Sie das aktuelle China-Bild in Deutschland?***

Das ist ganz merkwürdig, das hat sich ja auch ein bisschen geändert. Wenn wir es jetzt aktuell nehmen, dann hat man einmal dieses eigenartige Bild, das China so eine Chiffre für eine ganz gefährliche Art des Kapitalismus ist. Das ist eine eigenartige Sache, weil früher war es eine Chiffre für eine Form von Sozialismus und jetzt zeigt es, was es alles sein kann, wenn man alle Gesetzmäßigkeiten oder alle Regeln aufhebt. Jetzt erweckt das aber ganz merk-

würdige Begehrlichkeiten, natürlich sehen Wirtschaftsführer das mit zwei oder vier Augen. Einerseits sagen sie, ein Land ohne Gewerkschaften, das ist ein Traum. Andererseits sagen sie, dass es ja nicht so angenehm ist, wenn es uns die Märkte wegschwemmt. Die zweite Betrachtung, die man nie aus der Welt schaffen kann ist die, dass die Sensibilität gegenüber dem was die Chinesen anstellen immer größer sein wird, als gegenüber dem was man in Russland oder irgendeinem anderen Land anstellt. Das ist eben eine Befindlichkeit, die es bei uns seit Leibniz gibt. Man hat so eine Vermutung, dass da was ganz anderes existiert an Kultur, etwas ganz Heiliges, etwas ganz Weises. Das ist nicht mit allen Scheuermitteln dieser Welt aus dem deutschen Bewusstsein zu kratzen und bei den Franzosen oder anderen ist es sehr ähnlich. Was sich sicherlich gewandelt hat, ist der subtile Kolonialismus den unser einer so hatte, das wird sich sicherlich auch noch weiter stabilisieren.

***Als Student an der Renmin Universität in Peking habe ich öfters die Erfahrung gemacht, dass einige chinesische Studenten seltsam oder irritiert auf mein Studienfach bzw. mein Interesse an der chinesischen Kultur reagiert haben, dass sich ein Ausländer so intensiv für ihre eigene Kultur interessiert, was dann oft dazu führte, dass die Leute sich in diesen Augenblicken selbst als die unbestrittenen Experten empfanden und mir Unkenntnis bescheinigten. Es stellte sich aber oft heraus, dass diese Studenten nicht viel über die normale Schulbildung hinaus wussten, wo hingegen belebte Studenten mir eine ganz andere Toleranz entgegengebracht haben.***

Es kommt ja noch etwas ganz anderes hinzu, das war in Taiwan übrigens genauso wie auf dem Festland: Wir kommen aus dem Westen, wir haben ein anderes Ranking-System an den Universitäten. Es gibt keinen NC, wir können

fast alles studieren was wir wollen, auch Sino-logie. In Taiwan und an den meisten großen Universitäten in der VR war es ja umgekehrt. Wenn man da ein intelligenter Kerl war, machte man Physik oder studierte andere naturwissenschaftliche Fächer. Es waren sozusagen nur die kleinen Luschen, die in die Geisteswissenschaften abgedrückt wurden. Und innerhalb der Geisteswissenschaften, da machte man dann Englisch oder Französisch und die Jungs die Deutsch machten, die waren dann kurz vor Afrika, das heißt der Respekt den man da genoss. Meiner Erfahrung nach wurde man dann ja auch immer ein bisschen angeguckt wie ein missglückter Entwurf der Schöpfung. Man hätte alle Möglichkeiten gehabt etwas Tolles zu studieren und dann macht man dieses Luschenfach Sinologie, was bei denen ja noch auf der ganz letzten Skala stand: Was treibt dieser Kerl und verschwendet ein Vermögen. Was er alles hätte an tollen Sachen machen können. Aber wir reden jetzt von anderen Generationen. Die Leute in meiner Generation, die waren in China alle so durch die Kulturrevolution gewurschtelt worden, mit denen war intellektuell sowieso nichts anzufangen. Entweder weil sie verfolgt worden waren oder weil sie sich so radikal auf eine Parteilinie festgelegt hatten, dass man mit denen nicht gerne diskutierte. Das ist heute unvorstellbar, aber die Angst damals überhaupt etwas zu sagen war unglaublich. Ich habe damals ein Forschungsprojekt an der Akademie der Wissenschaften über die Einführung des Darwinismus nach China durchgeführt. Das war noch mit Zeitzeugen passiert. Der Darwinismus ist erst relativ spät nach China gekommen, erst in den zwanziger-, Anfang der dreißiger Jahre. Ich hatte da so eine Liste von alten Biologen und ich wollte die nur fragen, ob das, was man damals empfunden hat, so etwas wie ein scharfer Paradigmenwechsel war. Diese Fragen waren absolut harmlos, wie man sie nicht anders hätte stellen können. Aber diese chinesischen Kollegen waren alles Professoren die fünfmal durch irgendwelche anderen

Befragungen gegangen waren. Die haben nur überlegt: Was will der wissen? Ist das jetzt eine Klassenfrage? Was muss ich antworten? Von 20 Befragten sind 15 im Bett geblieben und haben irgendwelche Geschenke geschickt, drei Orangen oder ein selbstgemaltes Bild. Das ist jetzt natürlich ja ganz anders, jetzt kann man sich ja sehr viel freier und lustiger unterhalten, da ist ja eine Welt dazwischengetreten.

**Gibt es ein aktuelles Projekt, an dem Sie gerade arbeiten oder ein aktuelles Buch?**

Ja, das hat nichts mit China zu tun, ist aber eine größere Geschichte. Diese Farbwahrnehmung. Also, unter anderem die Frage warum und zu welchem Zweck der Chinese Gelb ist. Das versuche ich zu verbinden mit meinem Nachdenken über die Perspektiven und das Wirken der Perspektiven. Also Farbwahrnehmung und Raumwahrnehmung.

Vielen Dank Herr Spengler!

Das Interview führten Frank Andreß und Simon Preuschoff.  
(Dresden, 28. März 2008)



Tilman Spengler wurde 1947 in Oberhausen geboren. Er studierte Sinologie, Politologie und Neuere Geschichte in Heidelberg, Taipei und München. Nach

seiner Promotion war er zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Sozialwissenschaften in Starnberg. Anfang der 1980er Jahre folgten Forschungs- und Lehraufenthalte an der Akademie der Wissenschaften in Peking und am Mitherausgeber des „Kursbuch“. Tilman Spengler arbeitet nicht nur als Schriftsteller, Essayist und freier

## Vom Bankschalter auf das Dach der Welt

von Diana Altner



Ich weiß nicht, wie oft ich inzwischen schon habe erklären müssen, weshalb ich mich ausgerechnet für ein Sinologie-Studium entschieden habe. Die klassische zweijährige Bankausbildung, die auf mein Abitur folgte, hat bei mir den Wunsch geweckt, in meinem Leben noch etwas anderes zu tun, als finanz-

kräftige Kunden zu beraten. Da es mich einerseits in die weite Welt hinaus gezogen hat und ich mich generell sehr für Fremdsprachen interessiert habe, fiel die Wahl irgendwann auf China. Die Reaktionen auf meine Kündigung beim Branchenprimus Deutsche Bank deckten die Bandbreite von „Bist du bescheuert?“ bis „Genial, ich wünschte, ich hätte den Mut“. Ein Dia-Vortrag über Tibet war der Auslöser für die Wahl meines Nebenfaches Tibetologie gewesen. Ich gebe zu, dass dies sicher nicht das ausschlaggebende Argument für die Wahl eines Studienfaches sein sollte... Was ich bei dieser Wahl nicht bedacht hatte, war der enorme Aufwand, der ohne eine besonders aktiv ausgeprägte philologische Ader zum Erlernen der Sprachen Tibetisch und Chinesisch notwendig sein würde.

Meinen ersten Chinabesuch im Anschluss an das Grundstudium empfand ich als den totalen Kulturschock, was dazu geführt hat, mich im Hauptstudium für die klassische Sinologie zu entscheiden, weil mich das moderne China eher wenig begeisterte. Im Laufe der Zeit entwickelte sich mein Nebenfach Tibetologie zu meinem inoffiziellen zweiten Hauptfach, besonders durch meinen Studienaufenthalt in Tibet. Mit den wohlgemeinten Worten von Prof. Sorensen „Schau Dir nicht nur Klöster an, lerne auch fleißig Tibetisch“ im Gepäck flog ich im Sommer 1999 nach Lhasa. Obwohl das eine Semester an der Tibet University im nachhinein betrachtet natürlich völlig unzureichend für eine solide Sprachausbildung war, hat es meinen weiteren Lebenslauf ganz entscheidend beeinflusst und dazu geführt, mich für eine Promotion im Fach Zentralasiastudien zu entscheiden.

Obwohl ich von Dalai Lama-Fans schon die Frage gestellt bekommen habe, wie ich es mit meinem Gewissen vereinbaren kann, neben Tibetologie auch Sinologie zu studieren, halte ich diese Fächerkombination grundsätzlich für

durchaus sinnvoll. Neben der soliden Ausbildung in chinesischer (Geistes-)geschichte in der Sinologie während der Ära von Prof. Moritz, von der doch viel mehr hängen geblieben ist, als ich erwartet hätte und für die ich heute wirklich dankbar bin, bietet mir das Chinesischstudium vor allem die Möglichkeit, Quellen dieser Sprache für Forschungen im tibetischen Kulturkreis verwenden zu können.

Die fünf Jahre, die ich an meiner Dissertation gearbeitet habe, empfand ich als extrem spannend und lehrreich mit vielen Höhen und Tiefen. Die Thematik, für die ich mich entschieden hatte, erforderte es, dass ich mich in ein für mich völlig neues Fachgebiet – die Ethnologie – einarbeiten musste. Frei nach dem Motto „Der Weg ist das Ziel“ habe ich von diesen Erfahrungen sehr profitiert und über diesen Umweg eigentlich ein Fachgebiet entdeckt, das mich fasziniert und von dessen unermesslicher Bandbreite ich nichts geahnt hatte. Drei Jahre lang kam ich in den Genuss eines Promotionsstipendiums, im Anschluss habe ich eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentralasienseminar der Humboldt Uni in Berlin bekommen, wo ich nun seit über zwei Jahren tätig bin. Ich empfinde die Kombination aus Forschung und Lehre als sehr erfüllend und habe fast schon zu viele Ideen für die post-doc-Phase. Ob sich die Entscheidung für eine wissenschaftliche Laufbahn als richtig herausstellt, wird die Zukunft zeigen. Meine Hauptmotivation, damals die Bank zu verlassen, war neben einem gewissen Fernweh vor allem die Tatsache, dass dieser Job mich in meinem Tatendrang in keiner Weise befriedigt hat. Ich habe momentan das Gefühl, auf meiner Suche nach einem erfüllenden Tätigkeitsbereich ein gutes Stück vorangekommen zu sein. ■

### Hedgehog



„We will make noise and hit the world“ – dröhnt der begeisterten Menge das Motto der Band Hedgehog aus den Lautsprechern entgegen. Vor der Bühne befindet sich eine wild im Takt hüpfende Menschenmenge, wobei die anderen Konzertbesucher die Rolle des lauschenden Musikliebhabers bevorzugen.

Ort des Geschehens: D22. Ein besonders unter Pekingern beliebter kleiner Club, der in der Chengfulu zu finden ist. Einen großen Teil ihres Erfolges verdankt die Band diesem Club.

Zwischen 2004 und 2005 schossen Pekingern Lokalbands wie Pilze aus dem Boden und überschwemmten die Musikszene der Hauptstadt. Die zu diesem Zeitpunkt noch völlig unbekannte Band hatte es am Anfang schwer, auch nur einen Auftritt im Monat zu ergattern. Und das trotz des bereits ersten veröffentlichten Albums „Happy Idle Kid“. Doch die Wende kam, als das D22 sich ihrer annahm und dafür sorgte, dass Hedgehog mit der kleinen, charismatischen Schlagzeugin Atom und dem verträumten Bassisten Box über Nacht zu einem der beliebtesten Live-Acts wurde. „Es ging alles wahnsinnig schnell“, erinnert sich der Gitarrist ZO.

Mit ihrem Mix aus Alternative, Rock und Indie haben sie einen unvergleichlichen Sound geschaffen, welcher sich auch in ihrem 2007 erschienenen zweiten Album „Noise Hit World“

widerspiegelt. Auch wenn die Band selbst ihren Stil gerne als „NoisePop“ bezeichnet. Wer schon einmal in den Genuss gekommen ist ZO, Box und Atom (alle 3 Bandmitglieder sind nach Comicfiguren benannt) hautnah zu erleben, weiß, dass sich ein Besuch ihrer energiegeladenen und ungezwungenen Konzerte lohnt. Denn live sind sie fast noch besser als auf Vinyl. Das Licht erlischt und die Musik verstummt. Hörbare Enttäuschung macht sich bei dem möglichen Ende des Konzerts breit. Bei beiden Lagern des Publikums. Doch was wäre ein Auftritt von Hedgehog, wenn es nicht noch eine ausgiebige Zugabe gäbe. Anhören, mitmachen, genießen, weiter-sagen! ■ ab

[www.cn.myspace.cn/hedgehog](http://www.cn.myspace.cn/hedgehog)  
[www.archive.org](http://www.archive.org) (Hedgehog Album Download)

[www.rockinchina.com](http://www.rockinchina.com) (Infos zur Musikszene in China)

#### Diskographie Hedgehog

Title: Happy Idle Kid  
Release Date: 2006, March  
Label: -  
Type: CD

Title: Noise Hit World  
Release Date: 2007, October 1  
Label: Badhead Music (Modern Sky Records)  
Type: CD



### Die Entwicklung der Gebärdensprache in China

Vor ein paar Jahren, auf einer langen Zugfahrt durch Deutschland, sprach ich eine mir gegenüberstehende Frau an und verlor ein paar Worte über die Landschaft, die wir stundenlang aus dem Fenster heraus beobachtet hatten. Wie sich herausstellte, studierte sie Dolmetscherin für Gebärdensprache. Angeregt durch mein neugieriges Fragen, erzählte sie mir von ihrem Studienfach, der Situation von Gehörlosen in Deutschland sowie über ihre Erlebnisse und ihren Alltag mit Gehörlosen. Während des Gesprächs war mir sofort ihr starkes Gestikulieren aufgefallen. Wie sie während ihrer Schilderungen immer wieder weit mit ihren Armen ausholte und wild gestikulierte, was oftmals Unbehagen bei anderen Gesprächspartnern hervorgerufen hatte, wie sie mir berichtete. Es handelte sich jedoch nur um eine bereits angewöhnte Facette in der Kommunikation mit Gehörlosen, nämlich durch starkes Gestikulieren die Aufmerksamkeit von Gehörlosen auf sich zu ziehen.

#### Was ist Gebärdensprache?

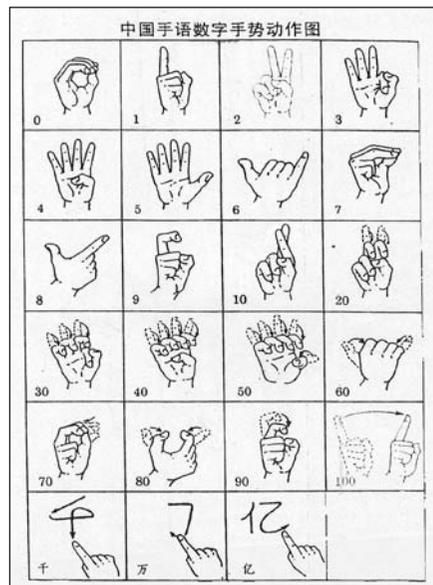
Gebärdensprachen sind visuell-gestische Sprachsysteme, die natürlich entstanden sind. Sie benutzen als Sprachinstrumente andere Teile des Körpers als die gesprochene Sprache. Dabei spielen insbesondere die manuell im Gebärdenraum vor dem Oberkörper ausgedrückten Zeichen, d.h. die Gebärden, eine wichtige Rolle. Zusätzlich, meist sogar gleichzeitig mit diesen manuellen Zeichen, werden auch Mimik, Kopf- und Körperhaltung zum Ausdruck grammatischer Merkmale und Funktionen eingesetzt. Ihr Ausdrucksrepertoire wird vom ganzen Körper von Händen, Armen bis zum Kopf und Gesicht voll ausgeschöpft.

## Auf ein Wort!

Eine besondere Rolle spielt dabei vor allem die räumliche Situation der körperlichen Darstellung. Weniger offensichtlich ist dabei, dass viele grammatische Strukturen anderen Regeln und Prinzipien unterliegen, als die von gesprochenen Sprachen. Differenziert konkrete oder abstrakte Gedanken können ebenso in der Gebärdensprache wie in der Lautsprache ausgedrückt werden. Gebärdende können sich über Philosophie, Literatur oder Politik genauso unterhalten wie über Fußball, Autos und ihre Steuererklärung. Auch Witze, Scherze und Satire können in der Gebärdensprache ebenso feinsinnig und beißend wie in der Lautsprache sein. Als Reaktion auf kulturelle und technologische Veränderungen entwickeln sich die Gebärdensprachen ebenso immer weiter.

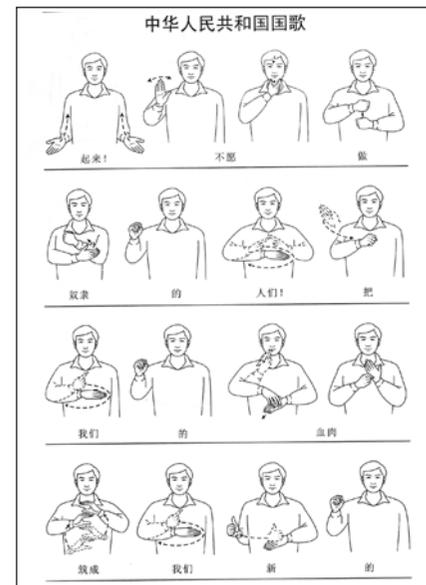
### Die Ursprünge in China

Bereits 1880 wurde auf einer internationalen Konferenz in Mailand beschlossen, der mündlichen Sprachausbildung von Gehörlosen gegenüber manuellen Formen des Unterrichts den Vorrang einzuräumen. Die erste Schule für Gehörlose in China – die Chefoo Schule für Gehörlose – wurde im Jahre 1887 durch den amerikanischen Missionar Charles Roger Mills und dessen Frau Anette Thompson Mills in Chefoo, dem heutigen Yantai, gegründet. Anette Thompson Mills hatte sich bereits in den USA durch ihren gehörlosen Bruder Unterrichtsmethoden angeeignet, um Gehörlose unterrichten zu können. Nachdem sie sich innerhalb von zwei Jahren nach ihrer Ankunft in China Kenntnisse der chinesischen Sprache angeeignet hatte, begann sie in China Gehörlose zu unterrichten. Diese erste Gründung markiert damit den Beginn von Gehörlosenunterricht in China, obgleich seitdem auch in China die Vermittlung der gesprochenen Sprache in den ersten Jahren der Ausbildung bis heute favorisiert wurde und noch wird. Die ersten Einflüsse für



die Herausbildung einer chinesischen Gebärdensprache wurden durch die Gründung einer französisch-katholischen Gehörlosenschule in Shanghai ausgeübt, die mit französischen Gebärden unterrichtete. Im Jahre 1914 wurde die erste Gehörlosenschule in Hangzhou durch einen Chinesen gegründet, dessen Sohn taubstumm war. Sein Sohn unterrichtete später selbst in dieser Schule. Gerade die ersten Gründungen von Gehörlosenschulen waren alle stark von einer christlichen Weltanschauung geprägt, leisteten aber entscheidende Impulse für die Entwicklung, Etablierung und Institutionalisierung von Ausbildungsstätten für Gehörlose in China. 1931 wurde dann in Wuhan die erste Gehörlosenschule durch chinesische Gehörlose selbst gegründet, deren Lehrer zum größten Teil der Gehörlosengemeinschaft angehörten. Bereits nach Gründung der Volksrepublik im Jahre 1949 gab es im ganzen Land ca. 42 Gehörlosenschulen, allesamt private Institutionen, die dann im Zuge der ersten Reformen in den 1950er Jahren in das

## Auf ein Wort!



öffentliche Schulsystem eingegliedert wurden. Unverkennbar waren weiterhin die Einflüsse der frühen christlichen Schulen sowie der damaligen französischen Gebärdensprache. 1953 richtete die chinesische Regierung die Wohlfahrtsorganisation Chinesischer Gehörlosen in Peking ein, was weiterhin zur Anerkennung von Gehörlosen innerhalb der Gesellschaft beitrug. Jedoch wurde im folgenden Jahr auf der Nationalen Konferenz zum Unterricht der Chinesischen Sprache beschlossen, der mündlichen Sprachausbildung in den Gehörlosenschulen weiterhin oberste Priorität einzuräumen. Selbst heute noch gibt es keine nationale Organisation für Gehörlose in China, die selbst von Gehörlosen gegründet wurde bzw. derzeit geführt wird. Gegenwärtig stellt die Chinesische Gehörlosen-Vereinigung eine quasi-staatliche Organisation mit nomineller Mehrheitsbeteiligung dar, die jedoch der Schirmherrschaft der Chinesischen Behinderten-Vereinigung unterstellt ist. Gegen Ende der 50er Jahre des 20. Jh. beschloss das Bildungsministerium die Verein-

heitlichung chinesischer Gebärdensprachen, die aber selbst heutzutage noch nicht abgeschlossen ist. Ähnlich der Situation der Deutschen Gebärdensprache in Deutschland existieren unterschiedliche Systeme bzw. „Dialekte“ nebeneinander. Gab es in den Jahren vor der Kulturrevolution noch 266 Gehörlosenschulen mit mehr als 26.000 taubstummen und/oder blinden Schülern sowie 4.000 Lehrern, so wurde diese relativ kontinuierliche Entwicklung in den darauf folgenden Jahren jäh unterbrochen, indem die Schulen geschlossen und die Lehrer entlassen wurden. Im Zuge der Öffnungs- und Reformphase 1979 erlebte auch die Gehörlosenausbildung einen neuen Aufschwung: Im gleichen Jahr wurde die erste nationale Konferenz zur Chinesischen Gebärdensprache in Peking durchgeführt, welche erste Publikationen zur chinesischen Gebärdensprache in den 80er Jahren hervorbrachte und ebenso einem verstärkten Institutionalisierungsprozess von speziellen Ausbildungsstätten in den größeren Städten Vorschub leistete. Im Jahre 1990 wurde das Gesetz zum Schutz von physisch sowie psychisch beeinträchtigten Menschen in der VR China erlassen, wodurch erstmals auf rechtlich-staatlicher Ebene individuelle Rechte von Menschen mit Behinderungen fixiert wurden.

### Die Gegenwart

In China gibt es gegenwärtig ca. über 20 Mio. taubstumme bzw. gehörlose Menschen, für die ein enorm wichtiger Bedarf für Gebärdensprache-Dolmetscher besteht. Das Dolmetschen für Gebärdensprache in China entwickelt sich auch heutzutage noch relativ langsam, bisher wird nur an wenigen Pädagogischen Hochschulen Unterricht in Gebärdensprache angeboten. Im Jahre 2007 erkannte das chinesische Ministerium für Arbeit und Soziales zehn neue Berufe an, darunter auch Dolmetscher für Gebärdensprache, was für die Anerkennung sowie

Sensibilisierung von Seiten der Regierung innerhalb der chinesischen Gesellschaft einen großen Fortschritt darstellt.

Die gegenwärtige Situation von Menschen, die auf die Verständigung mit Gebärdensprache angewiesen sind, unterscheidet sich kaum von der in Deutschland bzw. anderen Ländern. Zwar wurde die Gebärdensprache erst vor kurzem vereinheitlicht, jedoch existieren in China weiterhin viele Dialekte, weswegen sich noch manche Gebärden voneinander unterscheiden. Obwohl der größte Teil der Gebärden bereits angeglichen werden konnte, gibt es z. Bsp. zwischen Gehörlosen aus Nord- und Südchina immer noch Unterschiede im Gebärden. Was nicht heißen soll, dass die Verständigung unmöglich ist, ganz im Gegenteil. Denn gerade durch die zunehmende Bildung von Gehörlosengemeinschaften in den größeren Städten sowie durch die zwar langsam, jedoch unaufhaltsam voranschreitende Partizipation von Gehörlosen an Leitungsposten innerhalb von staatlichen Gehörlosenorganisationen wird eine Verständigung immens erleichtert und es ermöglicht, das durch kontinuierlich zunehmende Kommunikation untereinander mehr für die Belange von Gehörlosen in China eingetreten werden kann bzw. ein gesicherter Grad an Institutionalisierung erreicht wird, um soziale und berufliche Entwicklungen innerhalb der Gesellschaft zu fördern.

Wenn man ein physisch bzw. psychisch beeinträchtigtes Kind bekommen hat, besteht laut dem Gesetz zur Familienplanung die Möglichkeit, noch ein zweites Kind zu bekommen. Was den selbst teilweise heute noch in Deutschland vertretenden Standpunkt angeht, der oralen Sprachausbildung von Gehörlosen einen Vorrang gegenüber der Gebärdensprachausbildung einzuräumen, stellt das chinesische Gehörlosenausbildungssystem keine Ausnahme dar. In der Grundschule lernen die gehörlosen Kinder in der ersten, zweiten und dritten Klasse durch Lautspracherziehung schreiben und sprechen, Gebärdensprache jedoch erst mit Beginn der fünften oder sechsten Klasse und

somit erst ab 12 Jahren. D.h. dass die Ausbildung in zwei Sprachen erfolgt, im Gebärdensprache und in oraler Sprache. Jedoch ist mit oraler Sprache allein die Verständigung kaum möglich, erst der Gebrauch der Gebärdensprache ermöglicht in den meisten Fällen Kommunikation und Orientierung im Alltag untereinander. **fa** ■

Aufgrund von Platzgründen wurde auf Fußnoten verzichtet.

#### Abbildungen:

中国手语/中国聋人协会编,北京: 华夏出版社, 2003.4

#### Literatur:

Ann, Jean; Smith, Wayne H.; Yu, Chiangsheng, The Sign Language of Mainland China at the Ch'iyung School in Taiwan, in: Quinto-Pozos, David (Ed.), Sign Languages in Contact (Sociolinguistics in Deaf Communities, 13), Washington 2007, S. 235-258.

Auf den Spuren von David Ludwig Bloch in Shanghai. Sehen statt Hören 1080. Sendung am 24. März 2002, in: Interessengemeinschaft gehörloser jüdischer Abstammung in Deutschland e.V. (IGJAD). [www.igjad.de/deutsch/News/SHHBlochShanghai.html](http://www.igjad.de/deutsch/News/SHHBlochShanghai.html) (4. Juni 2008)

Lytle, Richard R.; Johnson, Kathryn E.; Yang, Junhui, Deaf Education in China: History, Current Issues, and Emerging Deaf Voices, in: American Annals of the Deaf 150 (2005/06), 5, S. 457-469.

Yau, Shun-chiu, The Weight of Tradition in the Formation of the Name Signs of the Deaf in China, in: Diogenes 175 (1996), S. 55-66.

**International Bibliography of Sign Language:** [www.sign-lang.uni-hamburg.de/bibweb/](http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/bibweb/)

**Das Zeichen. Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser:** [www.sign-lang.uni-hamburg.de/signum/zeichen/](http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/signum/zeichen/)

## 口蜜腹剑

### „Honig im Mund und Galle im Herzen“

Diese Redewendung lässt sich erstmals in Sima Guangs (1019–1086) Lebenswerk „Umfassender Spiegel zur Hilfe bei der Regierung“, dem 资治通鉴, vorfinden.

Laut der Darstellung Sima Guang's soll ein Staatsdiener namens Li Linfu, der sich durch unlautere Mittel das Vertrauen des Kaisers Tang Xuanzong (685–762) und seiner engsten Beamten erstahl, bis zu seinem Tode 19 Jahre lang immer höhere Ämter mit immer größerer Machtfülle am Hofe der Tang ausgefüllt haben. Zwar war er zu jener Zeit in der Wahrnehmung vieler Personen, mit denen er in Kontakt stand, ein zuvorkommender und guter Beamter, jedoch war sein eigentliches Wesen voller Bosheit und Hinterhältigkeit. Während seiner Amtszeit soll er zahlreiche Konkurrenten verleumdet und ausgeschaltet haben, aber auch Menschen Unglück und Unbill durch absichtlich falsche Ratschläge beigebracht haben, bis seine Scheinheiligkeit schlussendlich aufgedeckt wurde. So wurden ihm auf Geheiß des Kaisers direkt nach seiner Beisetzung all seine Ehrentitel, auch die posthumen, aberkannt, die Grabbeigaben entfernt und sämtliche seiner Familienmitglieder des Landes verwiesen.

Die bis heute beliebte Redewendung ist in ihrer Nutzung und Bedeutung den Sprichwörtern 笑里藏刀 „Hinter dem Lächeln einen Dolch verbergen“ und 佛口蛇心 „den Mund eines Buddhas und das Herz einer Schlange haben“ überaus ähnlich.

Umfassender Spiegel zur Hilfe bei der Regierung, Kapitel 215:

“尤忌文学之士,或阳与之善,啖以甘言而阴陷之。”

世谓李林甫'口有蜜,腹有剑'。”

(资治通鉴/卷 215)

„Ein besonders neidischer Gelehrter, der sich anderen gegenüber als gut ausgab und sie mit süßen Worten köderte, nur um sie dann hinterhältig anzugreifen. Die Welt sagte daher, Li Linfu habe „Honig im Munde, aber Schwerter im Bauch“.“ **lg** ■

## Nach dem Beben - Ein Tag im Krisengebiet

von Viviane Lucia Fluck

Am 12. Mai 2008 um 14:28 Ortszeit wurde die Provinz Sichuan von einem Erdbeben der Stärke 7,8 erschüttert. 69.136 Menschen starben, 374.142 wurden verletzt und es werden immer noch 17.445 Menschen vermisst. 5,8 Millionen Menschen wurden obdachlos und über 5 Millionen Gebäude wurden beschädigt. Auch wenn die chinesische Regierung und zahlreiche NGOs im Katastrophengebiet helfen, so wird es noch mehrere Jahre dauern bis sich die Situation in Sichuan komplett normalisiert hat. Das Projekt Sichuan Quake Relief ([www.sichuan-quake-relief.org](http://www.sichuan-quake-relief.org)) ist ein Zusammenschluss von Menschen, die in Chengdu leben und arbeiten. Bis jetzt wurden über 11 Tonnen gespendeter Güter ausgegeben, mehr als 13 Tonnen Kleider zur Verteilung gesammelt, Kücheneinrichtungen für die Anlage kommunaler Feldküchen in den Dörfern zusammengestellt, Zelte und Planen zur Errichtung von Notunterkünften beschafft sowie sauberes Trinkwasser dort verteilt, wo es knapp ist. Ziel ist es, dass Leben in den kleinen Bergdörfern um Hanwang herum zu erleichtern, welche von der Regierung und größeren Hilfsorganisationen aufgrund der geringen Anwohnerzahl nicht oder nur teilweise unterstützt werden. Ein weiterer Schwerpunkt von Sichuan Quake Relief ist die Zusammenführung von Spendern und lokalen NGO-Projekten.

Mein Samstagmorgen beginnt mit dem Verladen der Hilfsgüter, welche wir mit den Spenden der letzten Wochen gekauft haben. So zügig wie möglich beladen wir unsere drei Trucks mit Wasser, Zelten, Hygienekits, Taschenlampen, Feuerzeugen und Kerzen. Unser Ziel ist noch nicht komplett klar, denn es ist sehr schwer, genaue Informationen über das



Krisengebiet zu bekommen. Wir möchten die Hilfsgüter in die Bauerndörfer bringen, welche in den Bergen liegen und von den großen Hilfsorganisationen noch nicht erreicht werden. Diese Organisationen helfen vorerst den größeren, schwer betroffenen Städten, da sie ihre Hilfsaktionen meist nach Einwohnerzahl richten. Unser erster Stopp ist Shifang, eine kleinere Stadt, in welcher die Regierung bereits alles unter Kontrolle hat. Ein Ladenbesitzer warnt uns, unseren Mundschutz nicht mehr abzulegen, denn in der näheren Umgebung liegen unter den Trümmern immer noch zahlreiche Leichen, welche die Luft mit dem bitteren Geruch verwesender Körper tränken. Wir folgen einer holprigen Straße die uns weiter in die Berge leitet, die Häuser am Straßenrand sehen

immer armseliger aus, die Farmer hier haben bereits vor dem Beben kein reiches Leben geführt, nun haben sie fast alles verloren. Je näher wir den Bergen kommen, desto verwüsteter ist die Landschaft. In manchen Orten liegen mindestens 80% der Häuser in Schutt und Asche. Es besteht keine Frage, dass aus so einem Trümmerhaufen niemand lebend herauskommen konnte. Die restlichen Häuser sind so einsturzgefährdet, dass sie unbewohnbar sind. Inmitten der Trümmerhaufen sind Notunterkünfte aus Planen entstanden, hier und dort steht eins der blauen Regierungszelte. Wir fahren weiter in Richtung Krisenzentrum, denn bis jetzt scheinen die Menschen mehr oder weniger gut versorgt zu sein. An einem Militärstützpunkt werden unsere Wagen desinfiziert und wir teilen unseren Truckkonvoi in zwei Gruppen auf. Unser erster Stopp verläuft problemlos, ich schreibe den Namen, die Telefonnummer des Gruppenleiters und die Anzahl der Personen auf. Wir fragen wie viele alte Menschen und wie viele Kinder in der Gruppe leben „Hier sind viele Kinder gestorben“, lautet die Antwort. Die meisten Erwachsenen arbeiteten auf dem Feld während des Erdbebens, doch die Kinder saßen in ihren Schulen, welche fast alle komplett zusammengestürzt sind. Die Menschen danken uns, winken unseren Wagen hinterher und wir fahren weiter. Je mehr wir uns von dem Militärstützpunkt entfernen, desto schlechter wird die Straße. Zwei Meter große Geröllbrocken liegen auf der Straße und haben diese mit fußbreiten Rissen zerteilt. Auch die Menschen hier sind verzweifelter. Eine alte Frau rennt hinter unserem Truck her, um noch eine Kerze zu erheischen. Von der Verladefläche aus reichen wir die Güter zu den Erdbebenopfern, manchmal nehmen sie die Dinge ruhig und geordnet entgegen, manchmal versuchen sie mehr zu nehmen als wir ihnen geben können. Zwei Zelte und eine Kiste Kerzen werden gestohlen. Obwohl man in dieser Situation nicht einmal Stehlen dazu sagen kann, denn

wer hier lebt hat Hilfe dringend nötig. Doch die Hilfsbedürftigen sind zahlreich und daher versuchen wir unser bestes, unter so vielen Gruppen wie möglich die Hilfsgüter zu verteilen. Nach mehreren Stunden Fahrt haben wir alles verteilt und müssen an den hoffnungsvollen Gesichtern, die sich unseren Autos entgegen wenden vorbeifahren. Mehreren hundert Menschen haben wir heute geholfen, doch es ist immer noch nicht genug. Der einzige Weg, in dieser Situation nicht komplett zu verzweifeln, ist daran zu denken, dass es besser ist, einigen Wenigen zu helfen als Niemandem.

Abbildungen: Viviane Lucia Fluck



Viviane Lucia Fluck studiert Politik Ostasiens an der Ruhr Universität Bochum und lebt seit eineinhalb Jahren in Chengdu, wo sie an der Sichuan Universität Chinesisch studiert. Seit dem Erdbeben hat sie ihr Studium unbefristet auf Eis gelegt, um in der Erdbebenregion zu helfen.

## »Lichtspiele ohne Grenzen« – Fast vergessene Perlen des Hongkong – Kinos neu entdeckt. Gradwanderungen zwischen Trash und Filmkunst

von Marco Sparmberg

**Ich kann mich noch genau an meinen ersten Hongkong-Film erinnern, den ich ungefähr vor 11 Jahren im TV gesehen habe. Es war John Woos A BETTER TOMORROW. Das deutsche Fernsehen strahlte dieses Meisterwerk natürlich in einer Fassung aus, die fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt war und noch dazu den verwirrenden Titel DER CITY WOLF trug. Dennoch war irgendetwas in diesem Film, das mich absolut faszinierte, etwas das noch kein anderer Film vorher bot. Damals konnte ich das natürlich noch nicht erklären und heute würde ich hier groß und breit Schnitttechniken, Kamerafahrten und Erzählstränge auspacken und analysieren. Aber letztendlich war und ist es doch nur eines, die Magie des Films. Die Magie des Hongkong-Films, die von diesem Moment an mein Leben grundlegend beeinflussen sollte...**

Somit ist die erste Rezension meiner Reihe natürlich einem John Woo Film gewidmet. Einem Film der wirklich erst entdeckt werden will, da er im Grunde schon 1983 gleich nach Drehschluss fast vollständig vergraben wurde. HEROES SHED NO TEARS ist Woos erster Actionfilm jenseits des Wuxia-Genres, der jedoch für das produzierende Studio Golden Harvest zu brutal geriet. Da Woo Anfang der Achtziger der Starregisseur für romantische Komödien bei Golden Harvest war, stellte man die Produktion kurz vor Beendigung ein und strich alle Auswertungspläne. Woo selbst war schon seit längerem unzufrieden mit den zahlreichen Drehbuchlöchern und besonders mit dem Ende des Films. Als er jedoch mit seinem späteren Projekt A BETTER TOMORROW in den Rang der Action-Legende des Hongkong-Films katapultiert wurde, wurde HEROES kurze Zeit nach TOMORROW 1986 entstaubt, eilig am Schneidetisch beendet und kam zu einer kurzen Kino- und Videoauswertung. Die Story des Films ist schnell zusammengefasst, mit erzählerischen Feinheiten hält man sich hier nicht lange auf: Chan Chung (Eddie Ko) soll mit seiner Söldnertruppe im Auftrag der Amerikaner den Drogenhandel im „Goldenen Dreieck“ zerschlagen. Anfangs

gelingt ihnen sogar ein großer Coup und sie können einen der größten Drogengeneräle kidnappen. Auf dem Weg über die grüne Grenze sammelt die Gruppe noch schnell die leidgeplagte Familie Chan Chungs ein und überrennt einen militärischen Kontrollposten. Dies bleibt jedoch nicht ohne Folgen. Der überlebende, jedoch schwer verletzte Kommandant des Postens (Lam Ching-Ying) schließt sich kurzer Hand mit den Resten der Drogenarmee und extra angeheuerten Eingeborenen zusammen und jagt von nun an gnadenlos die Söldner durch den Dschungel Kambodschas.

Diese Dschungeljagd gestaltet sich durchaus rasant. Eine furiose Actionsequenz folgt auf die andere. Treibende Kraft ist dabei stets das Motiv, den Drogengeneral auszuliefern und das Geld dafür zu kassieren. Aber auch die Figur des kleinen Sohns von Chan Chung wird oftmals als kurzfristiger Motivationsgeber herangezogen, wenn er sich beispielsweise notorisch in Gefahr begibt oder auch den eigenen Vater aus der Folter befreien muss. Die für John Woo üblichen Handlungsmotive seiner Hauptcharaktere wie Ehre oder Freundschaft spielen auch hier eine tragende Rolle. So opfert sich ein Söldner nach dem anderen

aus Chan Chungs Gruppe damit der Rest entkommen kann. Dies wird selbstverständlich in großen pathetischen Abschiedsdialogen zelebriert. Man merkt, dass Woo zu jener Zeit eigentlich Komödien drehte. Der ganze Film ist mit kleinen komödiantischen Einlagen gespickt. Diese lockern die Handlung durchaus ein wenig auf, sind aber meist ein wenig deplatziert. Das fällt besonders in der Mitte des Films auf, wenn die Söldnergruppe eine einsame Hütte erreicht, in der Chan Chung seinen alten Freund aus Vietnamkriegstagen wiedertrifft. Die darauffolgende „Drugs & Sex“ Sequenz will irgendwie nicht so recht ins Gesamtkonzept passen und scheint lediglich eine plakative Nachahmung von US-Vietnamkriegsfilmen zu sein. Jedoch bietet der Schauplatz der Hütte anschließend den idealen Auftakt für das größte und sehenswerteste Feuergefecht des ganzen Films. HEROES ist Woos 18. Film und zeigt leider nur bedingt, was der Meister des Actionfilms im Stande zu leisten ist. Jedoch kann der Film selbst als Fingerübung des Regisseurs für seinen legendären Klassiker BULLET IN THE HEAD gewertet werden sowie als Spielwiese auf dem Weg zur vollendeten Formung seines berühmten Action-Ballett-Stils und seiner mittlerweile allgemein bekannten visuellen Markenzeichen. Letztere sind hier fast kaum vorhanden. So fehlen z.B. die beliebten weisen Tauben vollständig. Allerdings steht HEROES in Sachen Gewaltdarstellung seinen späteren Werken in nichts nach. Eher im Gegenteil! Die gezeigten Schusswechsel und Folterszenen sind zwar stets stark überzeichnet, jedoch immer noch mehr als grenzwertig für den normalen Rezipienten. Diese Ausmaße lassen sich nur mit Blick auf die damalige Filmlandschaft erklären. Hongkong und ganz besonders das Medium Film war vollständig in der Hand des „97 Syndroms“. Exzessive Gewaltdarstellung und Eskapismus im Film waren der stärkste Ausdruck der gesellschaftlichen Ängste gegenüber der sich stetig nähernden Übergabe der Kronkolonie. Im Film war alles erlaubt und

wurde auch fast alles gezeigt. Selbst berühmte und anerkannte Regisseure wie Tsui Hark oder Ching Siu-Tong bedienten sich dieser filmischen Ausschweifungen. Das Genre des Dschungelkriegsfilms war hierbei besonders beliebt, da es zum einen unendliche Konstellationen an ausufernden Actionsszenen bot sowie exotische Schauplätze außerhalb von Hongkong, die logistisch und finanziell attraktiv waren. Zur Sichtung dieses Films ist einzig und allein die DVD vom Label „Hong Kong Legends“ aus dem Vereinigten Königreich zu empfehlen. Sie bietet nicht nur die restaurierte Fassung mit einigen Extras sonder auch die weltweit längste und ungeschnittene Version des Films in einer sehr trashigen englischen Synchro, was den Genuss für den Fan des Genres natürlich potenziert. Allerdings erhöht diese Version weder den Anspruch des Films, noch bringt sie zusätzliche erzählerische Raffinessen. Es ist und bleibt ein Film, der ausschließlich von seinen traditionell handgemachten Actionsszenen und dem daraus resultierenden Schauwert lebt. Schlussendlich lässt sich sagen: Der Titel des Films ist Programm! Jeder, der mit den 80er Jahre Action(trash)klassikern aufgewachsen ist und brachiale Feuerwerke wie PHANTOM KOMMANDO oder RAMBO 2 als Abwechslung zur filmischen Tageskost zu schätzen weiß, ist hier bestens aufgehoben und kann 84 Minuten actiongeladene und sinnfreie Unterhaltung erwarten. Für alle anderen könnte es eine Spur zu hart, unappetitlich und stumpf werden – also lieber Finger weg!!!

Thematisch gleichwertige Filme, die ebenfalls zur Rezeption empfohlen werden:

- Bullet In The Head
- Eastern Condors
- Iron Angels 2

Marco Sparmberg arbeitete als Mediengestalter Bild und Ton an der Bauhaus-Universität Weimar.

**We have happy days 因为有你**

von Anja Rommel

Im Februar 2008 reisten 23 Sinologie-Studenten der Universität Leipzig im Rahmen eines von der taiwanesischen Regierung initiierten Förderprogramms zum Erlernen der chinesischen Sprache nach Taiwan. Ein solches Studienprogramm besteht bereits seit 3 Jahren mit den sinologischen Fachbereichen der Universitäten in Köln, Würzburg und Tübingen und wurde nun erstmals mit dem Fachbereich Sinologie der Universität Leipzig durchgeführt. Der Aufenthalt dauerte 6 Wochen, von denen die Studenten 2 Wochen in taiwanesischen Gastfamilien untergebracht waren sowie die restlichen 4 Wochen in einem Hostel Quartier bezogen. Vor allem die Möglichkeit, in einheimischen Gastfamilien zu wohnen und so am Alltag der Familien teilzunehmen, hatte den Ausschlag gegeben, dass die Wahl der Universität auf das Wenzao Ursuline College in Kaohsiung im Süden von Taiwan gefallen war. Begleitet wurden die 18 B.A.- sowie 5 M.A.-Studenten von Katrin Buchta, Lektorin für Modernes Chinesisch am Fachbereich Sinologie der Universität Leipzig. Neben wertvollen kulturellen sowie sprachlichen Erfahrungen konnten vor allem die B.A.-Studenten den laut Studienordnung benötigten Nachweis für die Teilnahme an einem 6-wöchigen Sprachkurs erbringen.

Niemals hätte ich damit gerechnet, dass ich diese Worte einmal auf der Abschiedskarte meiner taiwanesischen Gastfamilie lesen würde. Denn ich und die anderen Leipziger Studenten, die sich für einen 6-wöchigen Aufenthalt in der taiwanesischen Hafenstadt Kaohsiung entschieden hatten, waren alles andere als entspannt, als wir endlich unser Ziel, das Wenzao Ursuline College in Kaohsiung, erreicht hatten. Keine einzige Sekunde Schlaf gönnte uns der 10-stündige Flug nach Hongkong. Schnell einen Kaffee schlürfen und dann weiter nach Kaohsiung in die Ungewissheit. Überfordert mit der Hitze, todmüde und gleichzeitig ein wenig besorgt auf Grund der Tatsache die nächsten zwei Wochen in einer quasi-fremden Familie verbringen zu müssen, welche weder Deutsch noch ausgereiftes Englisch spricht: so könnte man wahrscheinlich die allgemeine Gefühlslage der teilnehmenden Bachelor- und auch Magisterstudenten beschreiben. Doch als mich Li Rong, meine

Gastschwester, und ihre Mutter an der Universität abholten, waren meine Zweifel und Ängste wie weggeblasen. Denn nachdem ich das Schamgefühl, eine taiwanesisches Mopedmaske zu tragen, ein Geschenk einer Freundin, abgelegt hatte, genoss ich jede einzelne Minute mit meiner Gastfamilie. Anfängliche Unsicherheiten beim Umgang mit euphorischen Taiwanern jedes Alters, die wie verrückt an meiner Tätowierung rubbelten oder mir auf Grund der Piercings unverblümt ins Gesicht fassten, schwanden bereits nach dem ersten Wochenende dahin. Doch ein nächster Kulturschock ließ nicht lange auf sich warten. Auch wenn wir am ersten „Schultag“ mit einem kleinen Empfangsprogramm gerechnet hatten, konnten wir unsere Kinnladen beim Anblick von deutschen Trachten tragenden und bayerischen Volkstanz zelebrierenden Schülern des Dewenxi nicht mehr unter Kontrolle halten. Eingeteilt in zwei Gruppen sollten wir nun täglich 8 Stunden Sprachunterricht

bei anfangs häufig wechselnden Lehrern und mit unterschiedlichen Unterrichtsschwerpunkten besuchen. Für mich war es eine positive Überraschung festzustellen, dass die Lehrer viel Wert auf die mündliche Kommunikation legten, was bei anderen Seminarnehmern eher zu verhaltener Teilnahme führte. Neben dem regulären Sprachunterricht stand wöchentlich außerdem ein sogenannter Wenhuake an. Innerhalb des Kulturunterrichts kamen die deutschen Studenten unter anderem in den Genuss Scherenschnitte anzufertigen, Teezeremonien durchzuführen und ihr Können im Bereich der Kalligraphie und Tuschemalerei auszuprobieren. Meist war dieser Unterricht sehr entspannend, doch die Einführung in die Knotenkunst löste in mir, nach 3 Stunden den selben Knoten angefertigt zu haben, wahre Aggressionen aus und das Lächeln beim anschließenden „Ich mit meinem Kunstwerk“-Foto verlangte mir meinen letzten Lebenswillen ab. Natürlich ließ ich es mir nicht entgehen, die wohlverdienten Wochenenden mit einer Kostprobe aus der Kaohsiunger Club- und Partyszene zu versüßen. Jene Abende im legendären „Dreams“ haben sich tatsächlich in mein Gedächtnis gebrannt und die Armdrück-Wettbewerbe werden wohl noch lange Sehnsüchte in mir wecken, wenn ich in Deutschland eine Diskothek besuche. Anders als die mitgereisten Kommilitonen, verbrachten Li Rong und ich auch während meines Aufenthalts im Hostel noch Zeit miteinander. Ich hatte in dieser kurzen Zeit alle ihre engeren Freunde kennen und auch mögen gelernt und durch diesen häufigen Umgang mit taiwanesischen Jugendlichen machten meine Sprach- und Hörfähigkeiten schnell Fortschritte. Kein Gesprächsthema wurde ausgelassen und nette Abende auf den spannenden Nachtmärkten, Mopedtouren und witzige Fotosessions in japanischen Fotoapparaten trugen dazu bei, dass mir der Abschied von ihnen umso schwerer fiel. Auch zu manchen Lehrern, wie zum Beispiel Herr Han, bauten die deutschen Studenten ein persönliches Verhältnis auf.

Dies könnte daran liegen, dass er während der Rundreise auf der Insel unser Reiseleiter war und trotz einiger fragwürdig ausgesuchten Ausflugsziele mit seinem Talent, alle möglichen Vogelgeräusche zu imitieren, stets für gute Laune sorgte. Diese 6 Wochen hatten nicht nur den Effekt, dass ich meine Sprachhemmungen ablegen und mein Hörverständnis verbessern konnte, sondern vordergründig auch viel im Umgang mit Taiwanern gelernt habe. Früher hätte ich die Erdnusssöße, die es bei Li Rong so oft zum Frühstück gab, sicherlich ohne mit der Wimper zu zucken runter geschluckt, da ich mich noch nicht fähig sah, leichtes Unbehagen zu äußern. Doch es fiel mir leicht mich in das taiwanesisches Leben zu integrieren und auch unvergessliche Kontakte zu knüpfen. Und wie der erste Eindruck es vermuten ließ, sollte diese Zeit auf Taiwan die schönsten Momente hervorbringen, die ich bis jetzt auf asiatischem Boden erleben durfte. Also trifft der Spruch auf der Abschiedskarte meiner Gastfamilie auch für meine Position zu: I had happy days yinwei you nimen, Li Rong aka „Alexandra“, „Fiona“, „Silke“, „Diana“, „Bianca“, „Luise“ usw. ■



Anja Rommel studiert Sinologie, Kommunikations- und Medienwissenschaften sowie Betriebswirtschaftslehre an der Universität Leipzig.

## Das Mondfest

Alljährlich am 15. Tag des achten Mondmonats wird eines der wichtigsten Feste des chinesischen Kalenders gefeiert: das Mondfest.

Zu diesem Anlass treffen sich die Menschen nicht nur in China, sondern auch in Malaysia, Singapur, Vietnam und Korea mit ihren Familien, um Mondkuchen zu essen und dabei den Mond zu betrachten und anzubeten. Denn der Mond, der im alten China ein Symbol für Harmonie und Familieneintracht war, ist zu dieser Zeit, wenn Tag und Nacht ungefähr gleich lang sind, besonders groß und hell.

Das hatten die Menschen auch schon vor 3000 Jahren erkannt und bereits in den Aufzeichnungen aus der Zhou-Dynastie kann man etwas über die herbstlichen Rituale zu Ehren des Mondes lesen. Zu einer Tradition wurde das Fest in seiner heutigen Form während der Tang-Dynastie.

Um die Hintergründe und die genaue Entstehungsgeschichte des Mondfestes ranken sich auch heute noch viele Legenden. Die Bekannteste und am häufigsten zitierte ist die vom Bogenschützen Hou Yi und seiner schönen Frau Chang'e, die in der Regierungszeit des Kaisers Yao, also ca. 2170 vor Christus gelebt haben sollen. Damals gab es 10 Sonnen, die die Erde unregelmäßig umkreisten, sodass die Feldfrüchte vertrockneten und die Menschen ins Chaos stürzten. Deshalb schoss Hou Yi eines Tages, als alle Sonnen gleichzeitig am Himmel erschienen, 9 davon ab und befahl der Verbleibenden, regelmäßig auf- und unterzugehen. Das Leben der Menschen besserte sich dadurch wieder, wofür sie Hou Yi sehr dankbar waren und er zu großem Ruhm gelangte. Als er nun einmal die Königinmutter des Westens traf, gab sie ihm ein Unsterblichkeitselixier, durch das er in den Himmel fahren würde. Da Hou Yi jedoch seine Frau nicht verlassen wollte, trank er diesen Trank nicht, sondern verwahrte ihn in seinem Haus.

Das hörte sein Schüler Peng Meng, der kein gutes Herz hatte, aber gern ein Gott im Himmel werden wollte. Als Hou Yi eines Tages auf der Jagd war, schlich sich Peng Meng deshalb in dessen Haus und forderte den Beutel mit dem Elixier von Chang'e. In ihrer Not schluckte diese den gesamten Inhalt des Beutels und schwebte augenblicklich zum Mond hinauf. Das war am 15. Tag des achten Mondmonats. Und weil Hou Yi und alle anderen, die Chang'e kannten, sehr traurig über den Verlust waren, begannen sie, jedes Jahr an diesem Tag unter freiem Himmel Obst für den Mond zu opfern, um ihr zu zeigen, wie sehr sie sie vermissen.

Neben den unzähligen Variationen dieser Geschichte gibt es aber auch noch viele andere Mythen um den Mond. So z.B. den über ein Kaninchen, das von einem als alten Mann verkleideten Weisen um Essen gebeten wurde und, weil es nichts hatte, daraufhin selbst ins Feuer sprang, um dem Alten das eigene Fleisch anzubieten. Als Dank für dieses große Opfer durfte das Kaninchen als Jadekaninchen fortan im Mondpalast leben. Eine andere Legende rankt sich um die Mondkuchen. In diesen kleinen und traditionell mit Paste aus roten Bohnen, Lotus oder Eigelb gefüllten Gebäckstücke soll im letzten Jahr der Yuan-Dynastie (1271 – 1368) eine Nachricht versteckt gewesen sein, die zur Rebellion gegen die Herrschaft der Mongolen am 15. des 8. Mondmonats auf-forderte. Da die Mongolen das Mondfest nicht feierten und daher auch keine Mondkuchen aßen, konnte dieser Aufruf unter den Chinesen ungehindert verbreitet werden und führte zum Sturz der Yuan-Dynastie und zur Gründung der Ming-Dynastie. **jw** ■

### Literatur:

- Siu, Kin Wai Michael, Lanterns of the Mid-Autumn Festival: A Reflection of Hong Kong Cultural Change, in: Journal of Popular Culture 33 (1999), 2, S. 67-86.
- Yang, Lemei, China's Mid-Autumn Day, in: Journal of Folklore Research 43 (2006), 3, S. 263-270.

## Mondkuchen mit Rote-Bohnen-Paste

Mondkuchen sind eine in China weit verbreitete Spezialität, die man vor allem zum traditionellen Mondfest verspeist. Es handelt sich dabei um kleine, meist hübsch verzierte Kuchen, die ursprünglich eine salzig-süße Füllung haben. Für den süßen Teil der Füllung sind Lotossamen-Paste und Rote-Bohnen-Paste gebräuchlich. Der salzige Geschmack entsteht durch ein in Salz eingelegtes Entenei, welches der Füllung beigefügt wird und den Vollmond repräsentieren soll. Heutzutage gibt es eine Vielzahl verschiedener Füllungen. Man findet sowohl herzhaftere Mondkuchen, die etwa mit Fleisch gefüllt sein können, als auch süße Mondkuchen mit einer Füllung aus getrockneten Früchten, Nüssen und vielem mehr. Der Teigmantel enthält meist reiche Verzierungen. Auf der Oberfläche sind Glück verheißende Schriftzeichen, sowie Hinweise auf die Füllung und die Bäckerei zu finden. Außerdem gibt es Verzierungen, die mit den Legenden rund um das Mondfest im Zusammenhang stehen. Tendenziell werden Mondkuchen eher verschenkt als zum eigenen Verzehr verwendet. Gästen serviert man Mondkuchen gern mit Tee.

### Zubereitung

Mondkuchen mit Rote-Bohnen-Paste kann man leicht improvisieren. Selbst gebackene Mondkuchen werden im Normalfall kaum verziert und die Bohnen-Paste gibt es fertig zu kaufen. Für den Teig eignet sich ein einfacher Blätterteig. Der Sesam ist sehr gesund und findet in vielen chinesischen Gerichten und Süßspeisen Anwendung. **mbö**

**Dauer:** 15 Min. Zubereitung + 30 Min. Backzeit

**Schwierigkeitsgrad:** sehr leicht

**Zutaten für 15 Mondkuchen:**

- 1 Pck. Blätterteig
- 1 Dose Rote-Bohnen-Paste aus dem Asia-Laden
- 1 Eigelb
- 3 EL Sesam (z.B. schwarzer und weißer Sesam gemischt)

### So wird's gemacht:

1. Den gekühlten Blätterteig auf dem Tisch oder der Arbeitsfläche ausbreiten und in 15 gleiche Teile schneiden. (Achtung, wenn der Blätterteig zu warm wird, ist er nicht mehr stabil genug und reißt leichter ein!)



2. Die Rote-Bohnen-Paste gleichmäßig auf die Blätterteig-Stückchen verteilen. Jeweils die Ecken der einzelnen Blätterteig-Stücken nach oben klappen und die Bohnen-Paste damit komplett verhüllen. Um eine schöne Form zu erreichen, die Teigbällchen zwischen den Handflächen rollen bis das Bällchen schön rund ist.



3. Auf ein Backblech mit Backpapier die Bällchen verteilen und je nach belieben ein wenig platt drücken (Mondkuchen sind nicht kugelförmig, sondern eher flach).



4. Das Eigelb in eine Schüssel quirlen und mit einem Pinsel gleichmäßig auf der Oberfläche der Mondkuchen verteilen (sorgt für schöne Färbung). Den Backofen auf 180°C vorheizen. Nun die Mondkuchen mit dem Sesam bestreuen. Schwarzer Sesam gibt einen schönen Kontrast zum hellen Blätterteig.



5. Die Mondkuchen ca. 30 Min. backen. Wenn sie schön knusprig braun sind aus dem Ofen nehmen. Abkühlen lassen und mit Tee servieren.



Abbildungen: Mandy Böttcher ■

## Guillermo, an Honorary Chinese by Eugenia Mont Farfán

Translated by David Meyer

Guillermo Dañino is an old friend of mine, that is, as they say in Chinese, a “Lao Pengyou”. With him I share an affinity for conversation and an interest in China, thanks to which we have shared many hours chatting about the “Middle Kingdom”.

After almost a year apart, we met again last week in Beijing, but the conversation this time has a “reason under the table” due to the fact that I had been asked to prepare this interview, so as we got comfortable at the table of the small restaurant in the Foreign Language University of Beijing, I asked myself if this conversation had to be different from past ones, and I looked at him trying to discover his “inner Chinese.”

At 79 years old, Guillermo is an Honorary Chinese, a title that he was bestowed with by the Chinese Community in Peru and various Chinese descendants in recognition for the many years that he has dedicated to the study of Chinese culture.

Peruvian, Linguist, Doctor of Literature, La Salle Fellow, university professor in Peru and in China, writer, actor, and Spanish translator –among other works– of poems from the Tang Dynasty, Guillermo is living history.

**You arrived in China almost 30 years ago. You have seen it change and surely you have met many foreigners here. What is the principal mistake that foreigners make when coming to China?**

Einstein used to say: “It is easier to take apart an atom than a prejudice.” In my experience

I have met foreigners with radical prejudices that were thinking that their way of understanding life is ideal and that the Chinese should learn from them. That, for me, is the worst mistake that we can make as foreigners. Others of us arrive and analyze our prejudices. That seems more intelligent to me.

**What prejudices have you changed?**

Thanks to China I have come to better comprehend human nature, through differences and similarities. The second line of Sanzeqin's book puts it nicely: Nature has made us the same, customs have made us different. People believe certain things to be essential in life, but later if we travel we will see that they do not exist in other places, and we will realize that they are merely conventionalisms. Ethnocentrism is a widespread vice. We tend to think that our inventions are the best answer to the challenges of life, however, there exists many ways of responding to that need. In China I learned to relativize many things that earlier I had thought as absolutes.

**Are you referring to the criticisms and issues that have been generated about themes like human rights?**

In China there is a saying: every river has two banks. We look at China from a Western bank. We have to know how to cross the river or imagine it from the Eastern side. There are many controversial themes regarding China,

and of course, returning to the metaphor of the river, as with everything in life, there are two banks; some things seem good and some things seem bad.

### **How did you make the decision to come to China?**

I taught symbology in three universities in Peru and, unexpectedly, I received a phone call inviting me to interview in the Chinese Embassy, at which time the cultural minister petitioned a service of me in the name of China: that I travel to China to teach at the University of Nanking. It was 1979, China had recently begun the process of "Change and Opening" lead by Deng Xiaoping and China was inviting "foreign experts" from all over the world.

### **So it was China that was looking for you and not the other way around?**

That is right. China was not on my mental map, but when I received the invitation I thought that it was a stupendous opportunity to learn the Chinese language, and in less than a month I was there. I had just turned 50 and my contract was for two years. However, I gradually came to realize that I could continue in this country, and to date it has been 30 years since I first arrived.

### **What was the first thing you saw in China?**

A long tale of yellow and blue, that is to say, a line of Chinese all wearing blue clothing, since that is what they mostly wore back then, that and grey. I brought a typewriter with me. The customs official in Beijing was not sure how to write that word in Chinese and had to consult a co-worker at his side who traced the characters on his hand. That really caught my

attention. Meanwhile, knowing that the Chinese language had no alphabet, I began to wonder what a typewriter would be like in China, and that was one of the first words I learned upon arrival: typewriter, *daziji*. Another word I learned quickly was "spy." It happened that while I was participating as an actor in a movie, the director would yell "bring out the *jiandie!*", and I knew he was calling me. That is why I believe there is no better way to learn a new word than by having a linguistic experience.



### **And you came without knowing any Chinese at a time when there were not as many resources for learning the language as there are today?**

That is correct. There were no dictionaries, nor cassettes, nor CD's. I noted everything that I could understand in small notebooks that I still have today, and later reviewed the words over and over, because words have to be hit like a nail: multiple times until they enter. To the day I still have on my night stand a pocket dictionary and every night before bed I review two words.

### **And what impacted you most about China?**

Two things really: the human quality of the Chinese, and the cultural richness of this

country. When I arrived in Nanking, since the professors knew that I did not speak Chinese and I had no friends or relatives here, they organized themselves in such a way that each night one of their families came to visit me. In this way for 15 days they kept me company and helped me with everything that I needed, and with each family that came to see me I had a new family to go and visit. It was a beautiful gesture of courtesy. The cultural richness was first impressed upon me by their literature. During my first years in China all the foreigners were housed in the Friendship Hotel. One of the doormen gave me a book of Tang Dynasty poetry as a gift. The first poem that I found was of 20 characters by Li Taipo. So with curiosity I began to look for those characters that I did not know, and I was able to translate it completely and, more importantly, I understood the meaning. I felt very excited, and I decided to translate all the poems, which took me two years. That was how I started my work as a translator.

### **What was that the first poem?**

It was titled "Longing" and went:

Before my bed a puddle of light  
Does frost cover the earth?  
I raise my eyes and look at the moon  
I lower my head and think of home.

Later I learned that the public officials had to pass rigorous exams to obtain their positions. One of them was to write poetry. That poem was one by an official stationed far off, that was thinking about home.

### **So you became a translator in China. What other things have you done because of China?**

In China I learned to ride a bicycle, to eat with chopsticks, to defend against the cold. I also

began to write here one day when I was a little tired from all the studies and all the translations; just as a way to redirect my attention I opened a notebook and began to write. It was also China that made me began my career as an actor. The director of a movie about the life of a fencing champion arrived at the University of Nanking looking for foreign participants, because, of course, he could not fill all the roles with only Chinese actors. When I volunteered the director said to me: from this moment on you are the president of the World Fencing Association... I thought to myself: I don't even know the difference between a knife and a sword (laughter). In the 25 movies in which I have participated I have been president of the Italian Association of Parachuters, a French missionary, a pilot trainer, a police officer, a spy, a mafia kingpin, a motor salesman, John Leighton Stuart, Patrick Hurley, the American ambassador to China, Marshal Montgomery and Mathew Ricci.

### **You keep coming back to China. What tasks are still left undone?**

I would like to continue bettering my speaking abilities. This is a language that one never finishes learning. Another thing that I would like is to continue investigating Chinese culture. China is an ocean in which I decided to submerge myself, but I try not to drown. If I could I would remain here.

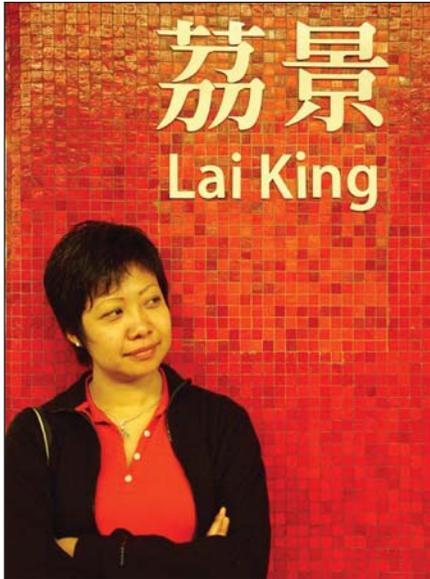
### **Why do you like China so much?**

I do not know. I have an Italian lineage, and I suspect that one of my family members came with Marco Polo (laughter).

As I write this text I remember what I have learned from this conversation. As always I

have enjoyed enormously sharing Guillermo's memories, because he tells them with warmth, with conviction, and with wisdom. And as a bonus, I now know how to say "typewriter" in Chinese. ■

Abbildungen: Eugenia Mont Farfán



Eugenia Mont Farfán, Journalistin der Zeitung El Comercio in Lima (Perú), lebt und arbeitet seit 2006 in Peking.

Auf ihrem Blog Una China Sin Muralles berichtet sie regelmäßig über ihre in China gesammelten Eindrücke und Erfahrungen:

<http://blogs.elcomercio.com.pe/unachinasinmuralles>

### Ökokritik und Ökoliteratur in China von Lars Kämpfner

Begriffe wie Ökoliteratur oder Ökokritik sind außerhalb der Amerikanistik, Anglistik oder einiger progressiver kultur- und literaturwissenschaftlicher Kreise wohl noch wenig geläufig. Zwar gibt es mittlerweile ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes Umweltbewusstsein, das sich in der akademischen Forschung, in politischen und gesellschaftlichen Debatten, und auch im Alltagsleben niederschlägt. Dennoch ist eine Disziplin, die all jene Bereiche vor dem Hintergrund einer allgemeinen Kulturgeschichte und -kritik reflektiert, ein noch recht junges Gebilde, das sich nach wie vor in Entwicklung befindet. Es verwundert daher nicht, dass im Rahmen der Sinologie noch keine größeren Anstrengungen unternommen wurden, sich mit diesbezüglichen Entwicklungen in China auseinanderzusetzen, denn dazu muss deren Existenz überhaupt wahrgenommen werden.

In Amerika und Europa brachte das Erwachen der Umweltbewegung in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts eine vermehrte Publikation literarischer Werke mit sich, in denen das gestörte Verhältnis zwischen Mensch und Natur thematisiert wurde. Etwa seit den 80er Jahren begann man sich in der nordamerikanischen Literaturwissenschaft systematisch mit diesen Werken zu beschäftigen. Aus den Studien Einzelner entstand auf diese Weise ein allgemeiner Forschungstrend. Die zahlenmäßig immer stärkere Beteiligung und rasche Entwicklung in diesem Metier führte 1992 zur Gründung der Association for the Study of Literature and Environment (ASLE), die seitdem als eine Art Dachorganisation für ökokritische Forschung und Ökoliteratur fungiert. Das Novum ihrer Verfechter liegt in der Aufgabe des methodischen Anthropol-

zentrismus der Literatur- und Kulturwissenschaft zugunsten eines holistischen Ansatzes, indem der Standpunkt des Ökosystems eingenommen wird, dem der Mensch als ein Lebewesen unter vielen anderen angehört. Dieser paradigmatische Wandel wird noch immer kontrovers diskutiert. Gleiches gilt für Konzeptionen, wie das methodisch in die Praxis umzusetzen sei. Nichtsdestotrotz trifft dieser Vorstoß mittlerweile auf ein reges Interesse seitens derjenigen, die nach Wegen einer geistigen Bewältigung der ökologischen Krise suchen. So gibt es bereits eine Anzahl von erfolgreichen Veröffentlichungen, die das neue Terrain in seinen Grundfesten abzustecken vermochten.

Auch im China der 80er Jahre ist in literarischen Kreisen ein Interesse an der Umweltproblematik erwacht, in dessen Folge im Jahr 1991 die Vereinigung zur Erforschung der Umweltliteratur gegründet wurde. Die Ausgangssituation war hier jedoch etwas anders: während in Europa und Amerika die Ökoliteratur und -kritik gewissermaßen auf der Grundlage eines allgemein entstehenden Umweltbewusstseins Gestalt annahm, gab es dieses in der chinesischen Gesellschaft so gut wie noch nicht. Mehr als es vielleicht im Abendland der Fall war, sahen sich chinesische Ökoliteraten und -kritiker daher mit der Aufgabe konfrontiert, dieses Bewusstsein erst wachzurufen, bzw. zu „erschaffen“. Aus sinologischer Sicht ist dabei interessant, wie in China zeitgleich und mit engem Bezug zum internationalen Diskurs nach einem Verständnis der ökologischen Krise, sowie nach einem Ausweg aus ihr gesucht wird. Auf der Grundlage eines sowohl globalen als auch nationalen Problems, das sich bis in den für jeden spürbaren Alltag

erstreckt, findet in diesem Zusammenhang eine Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt statt, wobei es auch zu einer kritischen Bewertung der Kultur und des Fortschrittes der chinesischen Gesellschaft kommt. Dabei stehen neue Entwürfe der westlichen Ökokritik und -literatur gleichwertig neben einer Neuaneignung der eigenen Tradition. Konkret zeigt sich das in eigentümlichen Verflechtungen und Permutationen von westlichen und chinesischen Ideen, die Aufschluss über die Konstituenten des neuen Umweltbewusstseins geben.

Was aus größerer Entfernung zunächst abstrakt wirkt, gewinnt an Greifbarkeit, wenn man sich die Werke und ihren Autoren näher ansieht. Denn auch wenn die Pioniere der chinesischen Ökoliteratur von Anfang an westliche Vorreiter zur Kenntnis nahmen (so etwa das nachhaltig wirksame „Walden. Or life in the Woods“ von Henry David Thoreau), rührt der eigentliche Antrieb der Entwicklung – nicht anders als in Amerika und Europa – von den drückenden Problemen vor der eigenen Haustür. Eine Schlüsselrolle spielten daher anfangs besonders Umweltreportagen, in denen sehr direkt und emphatisch der Fokus auf ökologische Brandherde gerichtet wird, um sie dem öffentlichen Auge zugänglich zu machen und so zur Diskussion zu stellen. Sha Qing's „Peking verliert das Gleichgewicht“, (1986), in dem die Wasserknappheit Pekings auf die übermäßige Grundwasserentnahme, Verschwendung und Verschmutzung seitens der Menschen zurückgeführt wird, oder Xu Gang's „Holzfäller – kommt zur Besinnung!“, (1987), das dem Ausmaß und den Ursachen der systematischen Zerstörung der chinesischen Wälder nachgeht, sind hierfür gute Beispiele. Der stark

appellative Charakter jener Werke zielt direkt auf einen Bewusstseinswandel ab, indem der Leser ständig mit Fragen konfrontiert wird, wie etwa „Ist man nur ein Mörder, wenn man Menschen umbringt?“ oder „Wie wird einmal die Geschichte das Heute beurteilen?“ Abgesehen von ihrer Rolle als sehendes Auge und öffentliches Gewissen zeichnen sich die Autoren der Ökoreportage besonders dadurch aus, dass sie nicht bloß Schreibtischhelden sind, sondern bei Feldstudien durchaus Strapazen und Gefahren auf sich nehmen.

Das Interesse am Thema Mensch und Umwelt breitete sich während der 90er Jahre weiter aus und erfasste verschiedene Genres und Gattungen. Von der Umweltreportage und dem Umweltjournalismus, die mit Autoren wie Wang Zhi'an, Li Qingsong oder Chen Guidi auch weiterhin eine wichtige Rolle spielten, entwickelte sich mit der einsetzenden Reflexion ein fließender Übergang zum Essay, sodass Autoren wie Xu Gang oder Wei An auch dort vertreten sind.

Aber auch eine Erzählung wie Du Guanghui's „Oh, mein Kekexili“ basiert auf einem von Journalisten aufgedeckten Umweltskandal. Hintergrund ist hier die illegale Jagd und Ausrottung der tibetischen Antilopen. Wie in der filmischen Umsetzung des gleichen Stoffes aus dem Jahre 2004, spielt dabei ein Reporter aus Peking eine wichtige Rolle bei der Aufdeckung und Sichtbarmachung eines fernab der Metropolen stattfindenden Unrechts gegen die Umwelt und ihre Lebewesen. Da Novellen und Erzählungen ein beliebtes literarisches Medium sind, entstanden mit der Zeit mehrere Werke von Autoren wie Zhang Wei, Zhifu und Chen Yingsong, die Aspekte und Probleme wie Wassermangel und Verschmutzung, Wüstenausbreitung, Waldrodung und Waldsterben, Artensterben und Ausrottung von Tieren zum Thema haben. Besonderes Aufsehen hat in den letzten Jahren der kontrovers diskutierte Roman „Wolf Totem“ von Jiang Rong erregt, dem in China

bereits viele ökokritische Analysen und Interpretationen gewidmet wurden. In diesem recht umfangreichen Werk wird die Natur des Wolfes jener der Menschen, genauer gesagt der Chinesen, gegenübergestellt. Da die englische Übersetzung dieses Jahr erschien und die deutsche noch folgen soll, bleibt ebenso auf die Reaktion der westlichen Ökokritik zu warten.

Auch die Lyrik nahm sich dem neuen Stoff an, hier wären die Arbeiten von Dichtern wie Yu Jian, Li Songtao oder Zhai Yongming zu nennen. Als ein Spezialist für Ökolyrik ist mittlerweile Hua Hai bekannt, der nicht nur mit zahlreichen Gedichten aufwarten kann, sondern sich auch aktiv mit der Erforschung, Entwicklung und Kritik dieser besonderen Art der Poesie beschäftigt.

Angesichts der Beschleunigung der Umweltzerstörung seit der Jahrtausendwende, hat sich die Entwicklung der Ökoliteratur und -kritik in China mit großen Schritten weiterentwickelt. Medien wie das Internet, Filme sowie Fernsehreportagen und -dokumentationen haben dabei immer mehr an Bedeutung gewonnen.

Die Institutionalisierung der theoretischen Beschäftigung und Entwicklung der Ökokritik begann ähnlich wie in Europa zunächst in Kreisen der dem angelsächsischen Raum gewidmeten literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung. Mittlerweile wird der neue Ansatz jedoch ebenso bei der Erforschung der eigenen Literatur, auch jener der nationalen Minderheiten, angewendet (siehe etwa bei Wang Jing). Bekannte Vertreter der chinesischen Ökokritik, wie Wang Nuo, Song Lili oder Wei Qingqi sind an Fremdspracheninstituten tätig und haben durch ihre publizistische Tätigkeit einen wesentlichen Beitrag zur Einführung westlicher Ökoliteratur und -kritik geleistet, genannt sei etwa „Die Ökoliteratur Europas und Amerikas“, 2003) von Wang Nuo, die als erste Monographie in diesem Bereich gilt. Im gleichen Zeitraum wurden allerdings

auch schon eigenständige theoretische Versuche unternommen, wie etwa in den Werken „Ökologische Literatur- und Kunststudien“, 2000) von Lu Shuyuan oder „Gedanken zur Natürlichkeit der Kunst : Einführung in die Kunstökologie“, 2000) von Zeng Yongcheng. Die Zahl der Buch- und Aufsatzpublikationen steigt von Jahr zu Jahr erheblich, so dass es an dieser Stelle nicht möglich ist, den verschiedenen Anläufen nachzugehen. Hinzu kommt erschwerend, das nicht jede der sintflutartigen Veröffentlichungen zum Thema „Mensch und Natur“ auch der Ökoliteratur und Ökokritik im engeren Sinne zuzurechnen ist. Zwar werden oft Bezeichnungen wie Ökoliteratur, Umweltliteratur, Naturliteratur oder Grüne Literatur weitestgehend austauschbar verwendet, doch unterscheidet man in Fachkreisen recht genau : im Kern geht es schließlich um eine kulturkritische Haltung gegenüber der anthropozentrischen Weltsicht, die zu den heutigen Umweltproblemen geführt hat. Am angemessensten (und mittlerweile verbreitetsten) sind daher jene Termini, die auch mit ihren westlichen Pedanten korrespondieren können : Ökoliteratur und Ökokritik.

Der westliche Leser wird vielleicht fragen, wodurch sich genuine Entwürfe der chinesischen Ökoliteratur und -kritik auszeichnen. Hierzu seien zwei Anmerkungen gemacht : zum einen wird man in der heutigen globalisierten Welt, in der verschiedene Kulturen oft die gleichen Probleme und Ressourcen teilen, die Idee eines „rein chinesischen“ oder „rein westlichen“ Denkens wohl oder übel aufgeben müssen. Das trifft insbesondere für einen Bereich wie diesen zu – sowohl die Umweltprobleme der Moderne als auch eine Wissenschaft wie die Ökologie sind von vornherein durch bestimmte westliche Ausgangsbedingungen gekennzeichnet. Zum anderen werden jedoch durchaus zahlreiche Versuche unternommen, die eigenen kulturellen Errungenschaften für ein alternatives „Grünes Denken“ fruchtbar zu machen. Zu einem neuen Schlagwort ist

hier der alte Begriff von der integrativen „Einheit des Himmels und des Menschen“ geworden, wobei man das Schriftzeichen tian hier subtil zu seiner Zweitbedeutung „Natur“ verschiebt.

In der chinesischen Fachwelt ist man sich sehr wohl der Schwierigkeiten bei der Hervorbringung eigenständiger Werke und theoretischer Ansätze bewusst, etwa im Bereich der Entwicklung und Beherrschung ökokritischer Theorien oder deren erfolgreiche Anwendung und Umsetzung im literarischen Schaffensprozess. Dennoch kann man innerhalb des relativ kurzen Zeitraumes seines Bestehens beachtliche Fortschritte in diesem Feld erkennen. Besonderes Augenmerk sollte auf eine neue Qualität des transkulturellen Denkens gelegt werden – es gibt wohl nur wenige intellektuelle Diskurse, in denen sich China in einem so hohen Maß um eine aktive internationale Beteiligung bemüht. Ein Beleg dafür ist die erste internationale Konferenz zur Ökokritik in China, die im Oktober diesen Jahres an der Qinghua Universität unter dem Titel „Beyond Thoreau: American and International Responses to Nature“ stattfinden wird. In Zukunft lässt sich daher auf mehr chinesische Beiträge in internationalen Fachkreisen (und darüber hinaus) hoffen. ■

Lars Kämpfner lehrt am Fachbereich Sinologie des Ostasiatischen Instituts der Universität Leipzig.

## Praktikum bei China Today in Peking

von Philipp Bleckmann

Wenn man in Pekings zentralem Stadtviertel „Chaoyang“ durch die Häuserschluchten läuft, sind auf den ersten Blick wenige Unterschiede zu westlichen Großstädten festzustellen. Das Einkaufszentrum heißt „Lufthansacenter“, man sieht Ausländer wohin man blickt und statt „Hühnchen süß-sauer“ bekommt man in den meisten Restaurants eher Burritos, Steak und Pizza serviert. Da sich selbstverständlich in dieser Business Gegend auch die meisten der großen Firmen niedergelassen haben, ist es nicht einfach, eine Praktikumsstelle oder einen Arbeitsplatz zu finden, der vielleicht noch etwas mehr chinesisches Flair zu bieten hat. Ausnahmen allerdings gibt es weiterhin, wie zum Beispiel die in einem der kleinen Hutongs im Westen der Stadt gelegene Heinrich-Böll-Stiftung oder die Fremdsprachenverlage in der Nähe des Zoos.

### China Today, Jintian Zhongguo, China heute, China Hoy, La chine au présent

Zu einem eben dieser Fremdsprachenverlage hat es mich für die Zeit von Februar bis April 2008 als Praktikant verschlagen, genauer gesagt zur deutschsprachigen Ausgabe der Zeitschrift „China Today“. Diese Zeitschrift mit dem wenig überraschenden Namen „China heute“ erscheint mittlerweile nur noch als Online-Magazin und beschäftigt sich neben den Beziehungen zwischen China und Deutschland hauptsächlich mit der Kultur und Gesellschaft Chinas. Gleichzeitig erscheint die Zeitschrift auch in Französisch, Spanisch, Arabisch und Chinesisch, darüber hinaus sind im gleichen Gebäude noch einige weitere Zeitschriften untergebracht. Trotz all dieser Inter-

nationalität (in allen Redaktionen gibt es auch Muttersprachler) sind mir doch recht schnell einige Unterschiede zur Arbeit in deutschen Büros aufgefallen.

So kam es mir von Anfang an so vor, als wäre die Idee eines Praktikums für die meisten chinesischen Mitarbeiter nicht ganz so verbreitet, was sich dann auch im Umgang mit mir zeigte. Da man in deutschen Firmen als Praktikant meistens von Anfang an mit diversen, mehr oder weniger sinnvollen Aufgaben beschäftigt wird, war es für mich sehr ungewohnt, dass ich in den ersten Tagen wenig zu tun hatte und nicht genau wusste, was nun eigentlich meine Aufgaben sind. Verstärkt wurde diese Problematik dadurch, dass die Chefin meines Büros vom einen auf den anderen Tag zu einer anderen Arbeitsstelle befördert wurde, was die ganze Redaktion relativ führungslos sowie vor allem mich beschäftigungslos zurück ließ. Dieser Zustand allerdings währte glücklicherweise nicht lange, denn es zeigten sich alle damit einverstanden, dass ich neben meinen spärlichen Auftragsarbeiten initiativ tätig werde und selbstständig Artikel zu bestimmten Themenblöcken verfasse und vor allem übersetze. Hier konnte ich dann auch meine Sprachkenntnisse anwenden, die in der täglichen Bürokommunikation selten vonnöten waren. Alle der chinesischen Mitarbeiter sprechen fließend deutsch und blicken teilweise auf lange Aufenthalte in Deutschland zurück. Konsequenterweise und mit Rücksicht auf den deutschen Mitarbeiter, der nicht chinesisch spricht, wurde daher meist auf Deutsch kommuniziert, sehr zum Leidwesen meiner eigenen Sprachfertigkeit.

## Hängendes Kloster bei Datong, Provinz Shanxi

(Foto: Thomas Baier)

### Ein Gewerkschaftstraum: Die 25-Stunden Woche

Nach meinen Erfahrung mit dem Fleiß und Arbeitswillen chinesischer Studenten, die nicht selten bis spät in die Nacht lernen, bin ich davon ausgegangen, auch in meinem Büro ähnliche Zustände vorzufinden. Dies jedoch war eher bedingt der Fall, vor allem die Arbeitszeiten erwiesen sich als für chinesische Verhältnisse ausgesprochen human. Man beginnt um „ungefähr 9“, wobei die Betonung auf „ungefähr“ liegt. Oft genug war ich als Neuling in den ersten Tagen um 9 Uhr am Büro, selten jedoch war um diese Zeit auch schon einer der anderen Mitarbeiter da, um die Tür zu öffnen. Mittagspause ist um 11.30 Uhr, so wie man es in Deutschland eher aus Krankenhäusern und Altenheimen kennt. Die Pause dauert dann bis etwa 14 Uhr, semi-offiziell unterteilt in eine halbe Stunde Mensa, eine Stunde lesen und eine Stunde Mittagschlaf. Je nach Vorliebe ist diese Pause aber auch individuell unterschiedlich nutzbar, von mir zum Beispiel eher selten zum aktiven ausruhen. Der Arbeitstag endet um 16.30 Uhr, was zu einer Nettoarbeitszeit von etwa 5 Stunden am Tag führt.

Als äußerst belebend für den Büroalltag stellten sich Diskussion mit den chinesischen Mitarbeitern zu angefertigten Übersetzungen heraus. Während beim Thema Kultur noch relativ frei übersetzt werden konnte, wurde bei von mir zum Thema „Gesundheit“ und „Immobilienmarkt“ übersetzten Texten auf jede Formulierung genau geachtet. Nicht selten war aufgrund nicht genehmer Formulierungen ein Großteil der Übersetzung rot markiert, besonders wenn es auch nur im Geringsten um „Die Partei“ ging. Natürlich habe ich praktisch immer den Kürzeren gezogen und die „Formulierungsvorschläge“ der Mitarbeiter übernommen.

Wer also einen Einblick in eine chinesische Redaktion gewinnen möchte, ohne dabei vermehrt darauf aus zu sein, seine Sprachkenntnisse zu verbessern, ist bei „China heute“ recht gut aufgehoben. Mit dem richtigen Maß an Eigeninitiative lässt sich der Arbeitsalltag relativ interessant gestalten. ■



Philipp Bleckmann studiert Sino-logie, Politikwissenschaft und Zivilrecht an der FU Berlin und ist leidenschaftlicher Fan des 1. FC Köln.

## „Der China Schock“

**Am 29. Februar 2008 las Frank Sieren, einer der „führenden deutschen China-Spezialisten“ (DIE ZEIT), in den Räumen des Leipzig International Art Programme aus seinem erst kürzlich erschienen Buch „Der China Schock“.**

Erste Eindrücke mögen täuschen. Man sieht ihm seine 40 Jahre nicht unbedingt an. Frank Sieren hat etwas Jungenhaftes, was ihn durchaus sympathisch wirken lässt. Die Haare locken sich relativ befreit in die Höhen und Breiten des Raumes. Standesgemäß trägt Sieren eine randlose Brille, ein Hemd ohne Schlips und ein intellektuelles Cord-Sakko. Von Pausbäckchen und einer erst auf den zweiten Blick deutlichen leichten Wölbung oberhalb seines Gürtels lässt sich auf ein zufriedenes Leben schließen – kein Wunder bei nunmehr 15 Jahren in China. Frank Sieren spricht mit einer angenehmen Stimme. Häufig zieht er die Stirn kraus; es scheint, als hätten die Fältchen sich dort bereits einen Stammpplatz erkämpft. Es ist ihm ernst um sein Buch und dieses Land.

Frank Sieren ist ein sehr erfolgreicher und bekannter Mann. In einer von Beziehungen geprägten Sphäre der Gesellschaft, die die unsere nur durch Zeitungsnachrichten und deren Mythen berührt, wurde Sieren von Helmut Schmidt auserkoren, dessen Gespräche mit chinesischen Führungspersonlichkeiten einzusehen und ein Interview mit dem Elder Statesman persönlich in Schrift zu binden. Da befand man sich noch mit „Nachbar China“ auf gleicher Etage und in respektvoller Distanz zueinander. Sierens neues Buch ist schon forscher betitelt: „Der

China Schock: Wie Peking sich die Welt gefügig macht“. - Bumm!! Volle Kanne auf die Zwölf. Wie man so schön bildhaft und anschaulich im Deutschen sagt: Ein solches Buch verkauft sich wie warme Semmeln... Es muss einfach, allein wegen solch eines Titels. Nur eine Frage am Rande: Bestimmen Schriftsteller die Titel ihrer Bücher noch selbst oder ist dieser Aufgabenbereich bereits an den Vermarkter übergegangen?

### Der Mensch und seine Geschichte:



Seit 1994 lebt Frank Sieren in Peking, er residiert in einem der „schönsten Büros der Stadt“. Von dort schreibt er über Globalisierung und Wirtschaft und darüber, wie China „uns“ verändert. Von dort schreibt er über ein Land, das von ihm aus gesehen mindestens ebensoweit entfernt ist, wie uns das unendlich ferne China.

Anfangs erzählt Sieren von Aufstieg und Fall der (Handels-)Großmächte Venedig, England und Amerika und dem Wirtschaftswunderland in der Mitte Europas – ein geschickter Schachzug, der es ihm ermöglicht, das Ende

einer alten und den Aufstieg einer neuen Weltmacht, einen „ganz gewöhnlichen Vorgang“, zu verkünden: „Die Asiaten, die Mehrheit der Welt, übernehmen die Vorherrschaft.“ Zum ersten Mal kann der Westen nicht mehr die Spielregeln der Welt bestimmen. Von der Zeit überholt werden jene, die immer noch den alten Zeiten nachhängen, in denen nicht weiter darüber nachgedacht werden musste, wie man die Staatsausgaben finanziert. – In seiner Vereinfachung ein ebenso naiv gesuchter und gefundener Zusammenhang wie jenes rührselige Ideal, dem er Nostalgie vorwirft. Eine dünne Linie nur scheidet China-Faszination von Wirtschaftshörigkeit und viel zu oft wird das eine mit dem anderen legitimiert. Auch Sieren betrachtet – stellvertretend für sein Publikum – China vor allem durch die Brille seiner wirtschaftlichen Bedeutung für uns. Aus der irritierenden Dialektik von Gefahr und Chance. China findet eigentlich nie als solches, das es ist, statt, sondern stets als das Andere, dessen Aufstieg unseren Vormachtstatus in der Welt zu unterminieren droht. Natürlich haben wir viel von unserem Reichtum der Ausbeutung und systematischen Vorherrschaft über vormals kolonisierte Gebiete zu verdanken. Nur – würde etwa jemand freiwillig einen Teil davon wieder abtreten? Und auch Sieren verfällt den Verlockungen des Trostpreises für all jene, die es bisher nicht geschafft haben, an Wachstum und Wohlstand teilzuhaben: Dem Automatismus der Entwicklung der „Dritten Welt“ durch liberale Marktöffnung. Vielleicht besteht seine Dritte Welt auch nur aus asiatischen Tigerstaaten. Jedenfalls wird es ebenso in einem Weltmarkt-System immer auch die geben, die sich einen Vorsprung auf Kosten derer, die am Start noch zurück lagen, zu erhalten trachten. Sei es durch technologischen Fortschritt oder militärische Übermacht. Die Marktöffnung zwingt liberale Staaten gewissermaßen, den anderen auf irgendeine Weise immer einen Schritt voraus zu sein. Es ist ein Wettlauf mit sich selbst.

Letztlich sind sowohl die Ängste „der“ Deutschen wie auch das Streben „der“ Chinesen nach internationalem Aufstieg rational begründet. Wichtig ist, einen Weg der Kommunikation zu finden, über den unsere jeweilige Vorstellung von der Welt - und unseres rechtmäßigen Platzes darin - moderiert werden können. Ein Beitrag dazu waren zumindest die gelesenen Partien des „China-Schocks“ nicht unbedingt. Vielmehr erfreuten sie sich ihrer fundamentalen Wahrheit von Krise, Abstieg und Aufgang, und der Faszination am eigenen Untergang, dem wohligen Grausen und Protest derer am Abgrund. Und wohin führt der nächste Schritt?

Die gute Nachricht (nach über 2000 Jahren) ist: Eigentlich gibt es keinen Grund zur Verzweiflung für die alternden 80 Millionen zwischen Flensburg und Garmisch: Ihnen bleibt immerhin die Zeit, sich eine Nische für die asiatische Zukunft zu suchen. Nicht Wachstum, sondern „Lebensqualität“ ist ihr Fluchtpunkt. Eine Oase zu werden, ein Paradies für Erholung suchende, Großstadtgeplagte, gut zahlende Gäste aus Ostasien, die in den Genuss einer deftigen Brotzeit bei Nutella und Landbrot oder von Weißwurst und Hefeweizen kommen, und ihrer romantischen Vorstellung vom deutschen Landleben, sauberem Trinkwasser und historischer Märchenschlösser frönen wollen. Kein Wunder, dass ein solcher „Vorschlag“ von den Think Tanks einer Investment Bank (einer amerikanischen zumal) ersonnen wurde. Man möchte dem Buch vorhalten, es spiele mit der Angst und dem Stolz der Deutschen. Der Angst, zu verlieren, was scheinbar selbstverständlich ist, jener Wahrheit von Fleiß und Ordnung und Arbeit und der Logik des Fortschrittes. Der Sicherheit, dass Ausdauer und Tüchtigkeit immer das gleiche Ergebnis bedeuten. Dem Stolz, dass Deutschsein auch immer Erfolgreichsein ist und Wiederaufstehung. Der Hoffnung, dass Moderne weniger Arbeit und mehr Luxus heißt.

Frank Sieren besitzt eines der schönsten Büros von Peking. Von dort schreibt er über Globalisierung und Wirtschaft und darüber, wie China „uns“ verändert. Von dort schreibt er über ein Land, das mindestens genauso weit entfernt ist wie das unendlich ferne China von uns. Dort schreibt er, hier ist er Experte.

In der anschließenden Diskussion ging es im Großen und Ganzen darum, zu streiten, ob der Kapitalismus ein Nullsummen-Spiel ist oder nicht. Dabei wären wirklich andere Fragen interessanter gewesen, ob z.B. auf Grund der rasanten wirtschaftlichen Entwicklung und Aufholjagd Chinas ohne Demokratie eine Demokratisierung Chinas überhaupt noch möglich oder notwendig ist. Führt steigender Reichtum automatisch zu einer breiten Mittelschicht, einer Zivilgesellschaft, der es zwangsläufig nach Mitbestimmung dürstet? Welche Auswirkungen hat dies auf die Legitimität unserer westlichen Demokratie und auf den gedachten Zusammenhang zwischen Demokratie und Moderne? Ist die Moderne nur mehr eine Art Rahmenbedingung, in die wir eingetreten sind, ein vor allem technischer Zustand, in dem es trotz allem plural zugehen kann? Gibt die Moderne selbst politische und soziale Bedingungen vor, oder macht uns die Verbreitung solcher zu ideologischen Kolonisatoren? Mit anderen Worten: Haben wir das Vorrecht, über die unmittelbare Ausgestaltung von Moderne vor Ort bestimmen zu können, nur weil „wir“ die für ihre Entstehung notwendigen Prozesse in Gang gesetzt haben? Oder relativiert der Aufstieg nichtwestlicher Großmächte diesen Anspruch und fordert ein Mitspracherecht ein?

Ich muss zugeben, ich habe keines seiner Bücher gelesen. Ich kann und möchte sie auch gar nicht beurteilen. Ich kann nur etwas darüber sagen, wie sich Frank Sieren gibt und wie er empfangen wird. Natürlich ist auch er ein Opfer des Systems, das großes Staunen verursachen will, denn weit aufgerissene

Augen brauchen eine unmittelbare Stillung ihres Lesetriebes, wollen konsumieren, haben aber eine kurze Aufmerksamkeitsspanne, denn das Aufreißen der Augen schmerzt, und weit aufgesperrte Münder geben begierig weiter, was aufgerissene Augen soeben erfahren haben. Frank Sieren lebt also von unserem Interesse an China, vor allem aber von unserer Sorge um uns selbst. Was die mit China zu tun hat? – Was hat die Erhöhung der Milch- und Butterpreise damit zu tun, dass „die Chinesen“ auf einmal den Laktose-Konsum für sich entdeckt haben? Dass Frank Sieren ein hervorragender Journalist ist, beweisen seine leisen Artikel. Zum Beispiel „Der Affenkönig und sein Zensor“ aus der ZEIT 04/2008 über den einzigen ausländischen Pekingoper-Darsteller, einen Iraner, und den Auftritt seines Ensembles in Teheran. Die einfühlsame Beschreibung des Aufeinandertreffens zweier sich zutiefst fremder, doch im gleichen (so zumindest sehen wir die Welt in s/w) politischen Lager Seit-an-Seit stehender Kulturen. Im Dunkel des historischen Augenblickes ist der Globus weit und Freiheit nur eine Ahnung, ein Gerücht westlicher Zeitungen. In Teheran bedeutet es schon Freiheit, als Frau die Haare offen tragen zu dürfen. Einmal im Leben im Mini-Rock auf die Straße... Und zumindest diese Freiheit des Einzelnen, die gibt es in China wirklich. **jt** ■

## 浣溪沙

[宋] 李清照 (1084 – 1155)

莫許盃深琥珀濃，  
未成沉醉意先融，  
疏鐘已應晚來風。

瑞腦香消魂夢斷，  
辟寒金小髻鬟鬆，  
醒時空對燭花紅。

Li Qingzhao (1084–1155, Südliche Song)

Meiden sollt' mein Becher den bernsteinfarbnen Wein –  
kaum im Rausch versunken, schmolz mein Geist schon dahin,  
als ferner Glocken Klang dem Winde Antwort gab.

Des Kämpfers Duft erstarb, und jäh riss ab mein Traum,  
Die goldne Nadel fällt, wie auch mein Haar, hernieder,  
Erstarrt, im Kerzenschimmer, find' ich mich plötzlich wieder.

lg ■

### Als Deutschlehrer an der Nankai Universität in Tianjin

von Jonas Polfuß



Für einen zhongguotong, einen echten China-Kenner, hatte ich mich gehalten, als ich Ende Februar diesen Jahres nach China reiste, um meine Semesterferien in Tianjin zu verbringen. Ich hatte ja bereits ein Jahr in Peking studiert und so ziemlich alles mitgemacht, was man so als Student mitgemacht haben sollte. Dieses Mal wollte ich ein Praktikum machen und meine Freundin Liangliang besuchen. Ich hatte alles Wichtige schon so weit von Deutschland aus geregelt. Einmal angekommen, merkte ich jedoch, dass nichts so klappen würde, wie ich es mir vorgestellt hatte. Weder Wohnung, noch Praktikum. So saß ich also auf der Straße. Arbeitslos und unterkühlt, da es noch ziemlich schattig im Lande war. Als das Wohnungsproblem dann endlich gelöst war, versuchte ich, eine vorübergehende Anstellung als Deutschlehrer an einer der örtlichen Sprachschulen zu bekommen. Leider ohne Erfolg, denn für fünf Wochen wollte man dort niemanden einstellen. Als Muttersprachler des Englischen hätte es bestimmt geklappt, aber wer will schon Deutsch lernen?

Mir fiel just die Anekdote über einen deutschen Studenten ein, der sich in China als English teacher Peter from London einen lukrativen Nebenjob ergatterte. Womit wir dann beim schlauen Fuchs - auf chinesisch laoyoutiao - angekommen wären, Ich hingegen versuchte mich als Hausmann, putzte und spülte, bis meine Hände schmerzten. Das Kochen konnte ich nicht übernehmen, denn zwischen mir und dem Herd stand der Stolz meiner Freundin und mir ging langsam das Geld aus, um die überbeuerten Importprodukte zu kaufen, die ich für meine Kochkünste benötigte. Tagsüber war Liangliang arbeiten, und ich gab mein Bestes, eine Freundschaft mit dem Flaschensammler Hong aufzubauen. Anfangs lief es ganz gut, aber nach einer Zeit gingen mir die Flaschen und uns die Gesprächsthemen aus. Daneben hänselte mich der Mann immer für die überbeuerte Miete, die ich als „Westler“ zu zahlen hatte, und so musste ich mir etwas Neues einfallen lassen. Ich entschied mich, an der Nankai Universität nach einem Sprachpartner zu suchen. Als ich dort im Lehrzimmer vorsprach, geschah etwas, was wohl nur in China passieren kann. Aufgrund eines Visa-bedingten Lehrermangels - die neue Deutschlehrerin kam mit einigen Wochen Verspätung - bot man mir eine Stelle als Vertretungslehrer an. Freudeschwanger wollte ich annehmen, als mir die Worte aus Mengzi einfielen: hao wei ren shi: Zu viele gab es, die sich als Lehrer aufspielen wollten. Das hatte sogar der Vorsitzende Mao noch kritisiert. Aber mein knurrender Magen piff auf die Philosophie und ich nahm den gutbezahlten Job dankend an. Wir würden bestimmt einiges lernen können, dachte ich mir beim Verlassen des Schulgebäudes. So war es tatsächlich. Ich übernahm den Konversationsunterricht für die Anfänger und die Fortgeschrittenen, betreute Abschlussarbeiten und half hier und da einem chinesischen Lehrer bei der Unterrichtsvorbereitung. Die Studenten waren sowohl fleißig als auch interessiert und zu unser aller Vorteil musste

ich keine Grammatik lehren. Wir führten spannende Diskussionen darüber, warum in Deutschland alle braungebrannt sein wollen, während die Asiaten die vornehme Blässe bevorzugen und dass Hausmänner in China noch einige Jahre auf ihren Durchbruch warten müssten – ich war wirklich froh, dass ich einen Job gefunden hatte. Eines Morgens, als wir gerade über Emotionen und Wege, diese zu beschreiben, sprachen, brachte eine Studentin folgendes Beispiel: „Was mich wirklich wütend macht, ist das mit Tibet.“ Einige Tage zuvor war es zu den „Unruhen“ in Lhasa gekommen und mit einiger Verspätung war der erste offizielle Bericht in den chinesischen Medien aufgetaucht. Etwa zeitgleich waren einige zentrale Informationskanäle gekappt worden und auch die BBC musste sich mit spärlichen Informationen begnügen. „Die machen die Olympiade schlecht“, hieß es im Klassenzimmer. Ich gab nur den Rat, möglichst viele Quellen mit in die Meinungsbildung einzubeziehen und versuchte dann, das Ganze didaktisch anzugehen und, anstatt meiner politischen Meinung, nützliche Vokabeln anzugeben. Auch das war nicht ganz einfach, da die chinesischen Übersetzungen, mit denen ich erklärte, wohl mehr in Richtung Deguo zhi sheng (Deutsche Welle) und Ziyou yazhou diantai (Freier Kanal Asien) gingen, was zwischen Harbin und Hainan nicht unbedingt gut ankommt. Ich hatte wieder etwas gelernt. Der Informationsmangel in China schien über die kurzzeitige Nachrichtensperre hinauszugehen: In Gesprächen stellte sich häufig heraus, dass es mit dem Wissen einiger junger Chinesen über Tibet nicht weit her ist. Als „ehemals feudale Religionsdiktatur, befreit von den Kommunisten“ wurde es häufig beschrieben und ob nun aufgrund mangelnden Wissens oder aus anderen Gründen, wollten sich anfangs nur wenige ausführlicher zu den Konflikten äußern. Das war nicht in Deutschland der Fall, wo immer noch Brad Pitt, der in den Bergen Tibets

herumkraxelt, und Richard Gere im Kampf für den Weltfrieden das Tibet-Bild vieler prägen. Hier wunderte es doch sehr, dass plötzlich alle über die Lage so hervorragend Bescheid wussten und Expertenmeinungen en masse ausgetauscht wurden.

Die Wochen an der Nankai Universität waren eine wirklich interessante Erfahrung. Ich weiß nicht, ob ich eine nützliche Empfehlung über den Lehrerberuf in China aussprechen kann. Ich war ja nicht wirklich ins System eingebunden, hatte viele Freiheiten und kaum Pflichten.

Von einer chinesischen Professorin in Peking erfuhr ich einst, wie hart es ist, mit dem Druck in diesem Beruf klarzukommen, wobei es wohl keine Rolle spielt, ob man in einer Grundschule oder in einer Universität tätig ist. ■

Jonas Polfuß studiert Sinologie, Wirtschaftspolitik und Philosophie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

## Nora Sausmikat / Klaus Fritsche (Hrsg.),

### *Schneller, höher, weiter: China überholt sich selbst.*

(Essen: Asienstiftung, 2008, 48 S., Eur 5,00)



So zahlreiche Berichte und Veröffentlichungen zu China und den Olympischen Spielen 2008 es in der Mehrzahl der Medien bisher auch gegeben haben mag, ähnlich sind sie sich meist vor allem in einem Punkt – in ihrer relativ eingeschränkten Perspektive und Voreingenommenheit zu den im Ablauf befindlichen Prozessen innerhalb Chinas.

Im Kontrast zu ebendieser Form der Berichterstattung setzten sich die Herausgeber und eine breite Zahl an Autoren der hier beschriebenen Broschüre *Schneller, höher, weiter: China überholt sich selbst* das Ziel, einige ungewöhnliche Hintergrundinformationen sowie eine Sicht auf China unabhängig der Extreme der China-Angst oder der China-Euphorie zu ermöglichen.

In ihrer Einführung *Spiele der Superlative – Hat sich China überschätzt?* stellen beiden Herausgeber, Nora Sausmikat und Klaus Fritsche, die zentrale Frage der gesamten Broschüre vor: Welche Chancen und Risiken bergen die Olympischen Spiele für China?

Hervorgehoben werden besonders die vereinfachte Sichtweise der westlichen Darstellung, die den durchaus widersprüchlichen Entwicklungen in China selbst nicht gerecht werden können, aber auch der Rückfall in alte Verhaltensmuster der chinesischen Regierung selbst. Gerade hier wird auch ein weiteres zentrales Anliegen der Broschüre deutlich, nämlich die Hoffnung auf eine differenziertere Sichtweise auf China und seine Entwicklung.

Der Artikel *Die Kontroverse um das Olympialand China* des Autors Sven Hansen beleuchtet vor allem die problematische Hintergründe sowohl im Vorfeld der Wahl Chinas zum Austragungsort der olympischen Spiele als auch die Boykott-Debatte der vergangenen Monate. Betont wird auch die ambivalente Sicht Pekings auf die politische Natur Olympias: Gerade China boykottierte die Spiele in der Vergangenheit am häufigsten, jeweils aus politischem Anlass – was im Gegensatz zur momentanen Forderung der chinesischen Regierung nach unpolitischen Spielen steht. Allerdings weist der Autor auf ein grundlegendes Problem der Wahl eines Austragungsortes hin – wäre die Vergabe der Olympischen Spiele nur noch an westliche Industrienationen möglich, würde dies die internationalen Spaltungen noch zementieren, anstelle ihrer Überwindung hilfreich zu sein.

Unter der Rubrik *Stimmen aus China* sollen vor allem chinesische Intellektuelle und ihre Sicht auf die Vergabe der Olympischen Spiele an Beijing sowie die Ereignisse der letzten Monate zu Wort kommen. In einer Art Vorwort, *Die Patriotismus-Falle*, umreißt die Herausgeberin Nora Sausmikat die problematische Lage vieler chinesischer Intellektueller, die sich zwischen ihrer Frustration über ausbleibende politische Reformen einerseits und der Enttäuschung über die internationale Berichterstattung in China andererseits gefangen sehen. Das Anliegen, mit nur 4 chinesischen Intellektuellen schon die Gegensätz-

lichkeit der Standpunkte und Meinungen innerhalb Chinas aufzuzeigen und damit auch das Vorurteil des „monolithischen Chinas“ als zumindest fragwürdig einzustufen, fügt sich sehr gut in das Gesamtziel der Broschüre einer differenzierten Sicht auf China ein.

Ai Weiwei, als einer der schärfsten Kritiker der Spiele in Beijing angesehen, thematisiert in seinem sprachlich sehr dunkel gehaltenem Artikel *Keine Welt, kein Traum* vor allem die Probleme der Armut, der Preissteigerung sowie der Umweltverschmutzung und der Kontrolle der Medien in China. Gerade Korruption, Schattengeschäfte und die seit langem ausbleibenden politischen Reformen bilden für Ai zusammen mit Armut und Umweltzerstörung die Misere Chinas unter der Oberfläche, während die Olympischen Spiele als leere Zeremonie ohne den Willen des Volkes reine Maskerade eines autokratischen Systems darstellt.

Yu Jie klagt die Verschwendung von öffentlichen Geldern im Zuge der Olympiade an, die nach seiner Sicht besser in die Modernisierung weiter Teile des Landes hätten einfließen sollen. Jedoch sah und sieht er sich selbst, wie auch viele andere Chinesen, nicht in der Lage, seine Meinung und seinen Protest durch entsprechende Medien und Möglichkeiten zu äußern.

Im Interview mit He Weifang und Fang Weigui mit Schwerpunkt des Konfliktes in Tibet ist unter anderem das veraltete Regierungssystem, vor allem in Hinblick auf die Minderheitenregionen, aber auch die problematische Berichterstattung des Westens und ihre Folgen ein Thema. Zwar soll der Westen speziell im Hinblick auf Menschenrechte durchaus Kritik an China üben, allerdings nicht in der gerade zu beobachtenden Form – diese führe zu großer Enttäuschung und Empörung gerade unter jener jüngeren Generation, die an sich den Westen als positiv betrachtete.

Allerdings ist die Argumentation der beiden Standpunkte nicht immer schlüssig, was unter Umständen jedoch auch auf sprachlichen Schwierigkeiten bzw. Übersetzungen beruhen könnte.

Es folgt der Beitrag Kristin Kupfers *Reibungslos und grün*, welcher einen interessanten und gut recherchierten Einblick in die Strukturen Olympias und des BOCOG (Olympisches Organisationskomitee Peking) sowie seiner Fähigkeiten gibt. Der Hinweis auf den Modellcharakter vieler Vorgaben und Organisationsstrukturen, die sich bei gegebenem Erfolg als Beweis für die Effizienz der Führung nutzen lassen, ist ebenso interessant wie die Darstellung der Gratwanderung zwischen dem angestrebten integrativen Nationalismus und einer aggressiven nationalen Feindseligkeit. Besonders hervorzuheben ist die Erwähnung der Konflikte zwischen Zentral- und Lokalregierung, die für gewöhnlich in den stark vereinfachten westlichen Darstellungen unter der Zusammenfassung als „Peking“ zusammenfallen.

Mit dem Titel *Ein Staat, 56 Völker* wird bereits das Ziel des Artikels von Thomas Heberer deutlich: Die Darstellung Chinas als multiethnischer Vielvölkerstaat, in dem nicht nur Tibeter und Han-Chinesen als 2 Pole existieren, wie dies manchmal in herkömmlichen Darstellungen erscheint. Kritisch erscheint der Vorschlag eines föderalen Konzeptes für China, welches sich vor dem Hintergrund schon jetzt auftretender zentripetaler Kräfte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht als Stabilitätsfördernd erweisen dürfte.

Fortgesetzt wird die Reihe der Beiträge mit Gudrun Wacker, die mit ihrem Artikel *China als Global Player* die stetig wachsende globale Bedeutung Chinas in politischen und wirtschaftlichen Bereichen und die damit verbundene Hoffnung auf Anerkennung als verant-

wortungsvolle Nation aufzeigt, dabei aber auch die weiterhin bestehenden Herausforderungen im Inneren nicht außer Acht lässt. Ebenso findet die zunehmende Einbindung Chinas in internationale Organisationen sowie die kooperative Rolle bei Verhandlungen zur Unterbindung der Verbreitung von Massenvernichtungswaffen Erwähnung. Insgesamt findet sich in dieser Analyse eine interessante Darstellung Chinas in seiner Rolle im Weltgefüge, die nicht immer im Einklang mit gerade westlichen Bedrohungsängsten zu bringen ist.

Direkt bei der Einleitung seines Textes *Sport in China* provoziert Norbert Sommer mit einem Zitat von Oskar Weggel, „(...) dass Chinas Erziehung 2000 Jahre lang körperfeindlich und Sport mit dem gerontokratischen Würdeideal des konfuzianischen China nicht vereinbar“ sei. Dieses Zitat soll im weiteren Verlauf des Aufsatzes entkräftet werden, was phasenweise gut gelingt. Leider werden dafür andere Ansätze pauschalisiert. Den Hauptanteil des Textes widmet Sommer der Regierungszeit Mao Zedongs, der Antagonie und Parallelität von Eliten- und Massensport. Leider findet die noch immer weit verbreitete Ausübung traditioneller chinesischer Sportarten in der Bevölkerung keine weitergehende Beachtung durch Sommer.

Klaus Heidel beschäftigt sich in seinem Beitrag *Business Olympia - die Olympischen Spiele als Geschäft*, den er nach fünf miteinander verzahnten ökonomischen Teilsystemen für die Vorbereitung und Durchführung der Olympiade gliedert, mit der Kommerzialisierung des Sportes und berechnet Profit und Ausgaben für alle Involvierten der Sommerspiele. Trotz Orientierung auf die wirtschaftliche Seite der Olympischen Spiele vergisst Heidel nicht, auf Probleme im Geschäft wie Verletzung der Arbeitsnormen, Zwangsumsiedlungen, die mögliche Käuflichkeit des IOC und Boykottgedanken hinzuweisen.

Auf dem Beitrag von Heidel aufbauend erläutert Tobias Birkendorf in *Wertvolle Investitionen, die sich lohnen* noch tiefergreifend die Auswirkungen der olympischen Spiele für ein positives Image und gesteigertes Wirtschaftswachstum für China. Als besonders positiv bewertet er den Know-how- und Technologietransfer im Vorfeld von Olympia, durch den China vor allem in Bezug auf Infrastruktur und Umweltprojekte langfristig vom Austausch mit dem Ausland profitieren kann. Außerdem geht Birkendorf auf gängige Kritikpunkte ein: Die Zerstörung der Hutongs, die Verstärkung regionaler Disparitäten, vor allem zwischen küstennahen Regionen und dem Binnenland, sowie zwischen Stadt und Land. Er bemüht sich um eine Entschärfung dieser Sicht.

Christina Schröder greift in ihrem Beitrag *Der Traum von fairen Sport- und Fanartikeln* die olympische Terminologie und das Motto „One World, One Dream“ auf, um Unterschiede zwischen den Siegern, die Unternehmen der Sportartikelindustrie und das Olympische Komitee, und den Verlierern, den ArbeiterInnen der Sportartikelindustrie, darzustellen. Sie geht auf den Anstieg der sozialen Unterschiede in China ein, leider ohne genauer die Probleme bei der Anwendung eines globalen Armutsindex auf China zu erläutern.

In *68 Cent die Stunde* beschäftigt Kerstin Wenk sich mit der Situation der rund eine Millionen Wanderarbeiter auf den Baustellen der Prunkbauten der international gefeierten Architekten für Olympia und die Kommunistische Partei. Sie erklärt die Problematik, die sich durch das Hukou-System für die Arbeiter, die dadurch keinen angemessenen Aufenthaltsstatus erlangen können, ergibt.

Der rapide Urbanisierungsprozess in China habe eine Geschwindigkeit erreicht, die mit keiner anderen Region der Welt vergleichbar

ist. Falk Kagelmacher thematisiert die ungeahnten Herausforderungen der Städte. In diesem Zusammenhang ist es zu einem Paradigmenwechsel der chinesischen Regierung gekommen. Probleme in Bezug auf Umweltschutz, Klimakontrolle und Ressourcenschutz müssen nun bewusst thematisiert werden, um die neue Führungsrolle zu legitimieren. Die Neubau- und Infrastrukturprojekte in Beijing sowie Verschönerungsmaßnahmen der Wohngebiete werden in *Olympic City Probleme der gegenwärtigen Stadtentwicklung Beijings* erläutert.

Im Beitrag *Studentengruppen kämpfen für grüne Olympische Spiele* der Broschüre erzählt uns Wen Bo die Geschichte von Fei Xiaojing, einer Umweltaktivistin und deren Netzwerk an Umweltschutzgruppen in Beijing. Insbesondere wird sich mit Wasserverschmutzung und Mangel in der Hauptstadt beschäftigt sowie den nur kurzfristig zu Olympia angelegten Maßnahmen durch die Beijinger Regierung. Kritisch betrachtet Wen die Maßnahmen der Regierung, die um kurzfristigen Wohlstand zu sichern, langfristig die Sicherheit der Gesellschaft riskiert.

Die Broschüre wird größtenteils ihrem Anspruch, eine differenziertere Sichtweise auf China und seine Entwicklung zu entwickeln, gerecht – gerade die Artikel der Autoren Sausmikat, Wacker, Fritsche, Heidel und Kagelmacher sind hier besonders hervorzuheben. Im überwiegenden Anteil der Beiträge gelingt es, eine sowohl kritische als auch angemessene Position zur Thematik und ihren Hintergründen einzunehmen und durchaus ungewöhnliche Hintergrundinformationen zu geben.

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die vorliegende Publikation der Asienstiftung (Essen) besonders zur Vermittlung weitergehender Informationen zum Thema Olympia in China jenseits des „China-Bashings“ durchaus empfehlenswert ist. **lg & akr** ■

# 書道サークルライブツィヒ

Wenn ihr Interesse am Schreiben von Schriftzeichen mit Pinsel und Tusche habt, kommt doch mal vorbei beim

## Kalligraphieclub Leipzig

**Wann?** Jeden Donnerstag von 13:00 – 15:00 Uhr  
**Wo?** Am Brühl 34-50, Raum 808

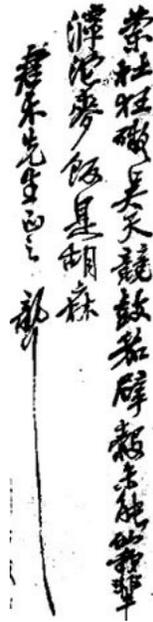
Die Materialgebühr beträgt 7 Euro pro Semester, wenn das Semester schon angefangen hat, gibt es entsprechend Rabatt. Voraussetzungen sind Geduld und Fähigkeit zum eigenständigen Arbeiten. Es sind keine Vorerfahrungen nötig, wer Interesse an asiatischer Kalligraphie hat, ist herzlich eingeladen, natürlich auch Erstsemester :-)

Ihr könnt einfach ohne Voranmeldung vorbeikommen.



Bei Fragen wendet euch an:  
 Michaela: [nikko-chan@web.de](mailto:nikko-chan@web.de) oder Caroline: [Alienswoaishiteru@hotmail.com](mailto:Alienswoaishiteru@hotmail.com)

# 라이프치히대 서예 동아리



Buddhistischer Mönch  
 aus Luoyang

(Foto: Thomas Baier)



## Veranstaltungsticker/Impressum

+++ Ausstellung im Porzellanikon Hohenberg, Deutsches Porzellan Museum: »Die Kunst der Kalligraphie. Geheime Botschaften taiwanischer Künstler auf Porzellan« vom 17. April bis 9. November 2008 [www.porzellanikon.org](http://www.porzellanikon.org) +++ Veranstaltungsreihe CHINA TIME vom 12. bis 27. September 2008 in Hamburg [www.chinatime-hamburg.de](http://www.chinatime-hamburg.de) +++ Ausstellung im Schloss Bruck, Museum der Stadt Lienz »Guizhou - Chinas Reich der Töne und Farben. Ethnische Volksgruppen in der chinesischen Provinz Guizhou« vom 17. Mai bis 26. Oktober 2008 [www.museum-schlossbruck.at](http://www.museum-schlossbruck.at) +++ Programm und Veranstaltungen des Konfuzius-Institut Leipzig unter: [www.konfuziusinstitut-leipzig.de](http://www.konfuziusinstitut-leipzig.de) +++ jeden 1. Mittwoch im Monat freier Eintritt für alle Museen im GRASSI zu Leipzig [www.grassimuseum.de](http://www.grassimuseum.de) +++

## Impressum

### 點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten

#### Herausgeber:

點墨 DianMo – Zeitung Leipziger Sinologie-Studenten  
Frank Andreß/ Simon Preuschoff  
Kurt-Eisner-Str. 69  
04275 Leipzig  
[dianmo@hotmail.de](mailto:dianmo@hotmail.de)  
<http://dianmo.wordpress.com/>

#### Redaktion:

Till Ammelburg, Frank Andreß (*fa*), Anne Behrends (*ab*), Philipp Bleckmann, Moritz Bockenamm (*dr.mo*), Mandy Böttcher (*mbö*), Lucas Göpfert (*lg*), Simon Preuschoff, Anne Kristin Rotzek (*akr*), Claudia Schneider, Marco Sparmberg, Jacob Tischer (*jt*), Justine Walter (*jw*), Wang Dan, Laura Weinert, Zhang Ruxiao

**Satz/Layout:** Thomas Baier

**Titelbild:** »五子十童图«  
(Bild: Frank Andreß)

#### Geschäftsbedingungen:

Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung der Herausgeber sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Redaktion wieder. Alle Urheberrechte liegen bei den Autoren. Die Redaktion behält sich vor, zugesandte Beiträge zu kürzen. Die Zeitung erscheint 2 Mal im Semester und ist kostenlos.

**Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im Oktober.**

**ACHTUNG!** Für die Inhalte der angegebenen Links und Internetadressen in den jeweiligen Ausgaben der Zeitung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung.